

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Sloc. Caixa do Correio 302

Nr. 16

São Paulo, 11. Oktober 1912

IX Jahrg.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland u. Brasilien.

Von Dr. Brasílio Itiberê da Cunha, Gesandter von Brasilien.*)

Ich bin der Redaktion des „Berliner Tageblattes“ außerordentlich verbunden für die liebenswürdige Einladung, einen Artikel über die deutsch-brasilianischen Handelsbeziehungen und die Lage der Deutschen in Brasilien, diesem reichen und fruchtbaren Lande, zu schreiben, von dem schon Alexander v. Humboldt prophezeit hat, daß es im zwanzigsten Jahrhundert der Sitz der Zivilisation sein werde.

Als aufrichtiger Bewunderer der großen und mächtigen deutschen Nation, deren schnelle und überraschende Fortschritte in der Geschichte der modernen Zeit nur sehr wenige Gegenstücke finden, benutze ich mit Freuden die schöne Gelegenheit des deutsch-brasilianischen Tages, um aufs neue die ausgezeichneten Beziehungen zu betonen, die zwischen dem vorgeschrittenen Deutschland und dem grossen südamerikanischen Lande bestehen, das zu vertreten ich die Ehre habe, und um gleichzeitig Ideen über eine noch weitere Entwicklung dieser Beziehungen zu äußern.

Es ist heute nicht das erste Mal, daß ich auf die sehr bedeutenden wirtschaftlichen Beziehungen hinweise, die zwischen Brasilien und Deutschland bestehen, und auf die Möglichkeiten aufmerksam mache, den gegenseitigen Handelsverkehr auszudehnen. Eine bessere Kenntnis der außergewöhnlichen Vorteile und Bedingungen, die das große und reiche Arbeitsfeld der Vereinigten Staaten von Brasilien bietet, würde genügen, diese Möglichkeiten zu verwirklichen. Zu wiederholten Malen wies ich meine Landsleute auf Deutschland hin, als ein hervorragendes Beispiel des Fortschrittes und der Betätigung fruchtbarer Energien, als würdiges Vorbild für eine junge Nation wie Brasilien, die stets die hohe geistige Kultur Deutschlands und dessen künstlerischen und industriellen Genius zu würdigen wußte. Deutschland hat mit kluger Voraussicht die kaufmännische Organisation des Exports in nachahmens-

*) Gelegentlich des Zusammentrittes des „deutsch-brasilianischen Tages“ stellt dem „Berliner Tageblatt“ der Gesandte der brasilianischen Republik auf dessen Ersuchen die nachstehenden Zeilen zur Verfügung.

welter Weise vervollkommnet, hat das System der Weltpropaganda durch Handelsreisende ausgebaut; dadurch hat es allenthalben in der Welt und auch bei uns in Brasilien eine maßgebende Stelle erkämpft und manchen Rivalen verdrängt.

Nach der großen Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Industrie und Landwirtschaft befanden sich die Deutschen in der absoluten Notwendigkeit, neue Absatzgebiete zu erobern, und dieser Ausdehnungsdrang erforderte eine weitere Anspannung der Kräfte Deutschlands. Es scheute vor keinem Opfer zurück, um seine Handelsmarine zu vergrößern, und schuf jene bewundernswerte, auch von einem mächtigen Kriegsgeschwader beschützte Kauffahrteiflotte. Nichtsdestoweniger muß ich mit Bedauern konstatieren, daß die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien nicht so sind, wie sie sein könnten. Meiner Meinung nach liegt das an der unvollkommenen Kenntnis und falschen Vorstellung, die man hier und in ganz Europa von Brasilien hat. Es ist dies der Grund, weshalb die wichtigen Fortschritte, die das große südamerikanische Land gemacht hat, nicht anerkannt werden, und weshalb es nicht die ihm gebührende Wertschätzung erfährt. Es besteht kein Zweifel, daß Brasilien, als ein Land von ungeheurer territorialer Ausdehnung und mit unschätzbaren Reichtümern, deren weitaus größter Teil noch nicht gehoben ist, seinen Bewohnern und den Fremden ein weites Tätigkeitsfeld bietet, das Arbeit und Energie schnell lohnt, auf dem Platz ist für Kapital und Tausende von gewinnbringenden Unternehmungen.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen den beiden freunden Ländern gestalten sich immer inniger und werden sicher nach und nach den Umständen gemäß immer ansehnlicher werden. Denn ein so ungeheures Land mit einer Ausdehnung von 8 Millionen Quadratkilometern und einer Einwohnerzahl von ungefähr 23 bis 25 Millionen empfängt die Fremden, die den guten Willen zeigen, ihm bei der Erschließung der natürlichen Reichtümer seines Bodens zu helfen, mit offenen Armen. Mehr als eine Million Deutscher haben sich in den verschiedensten Teilen meines Vaterlandes niedergelassen, und nicht wenige darunter haben es zu Reichtum und Ansehen gebracht.

Die „Brasilianische Rundschau“ in Rio de Janeiro schrieb letzthin, daß die Einwohnerzahl unserer wichtigsten Städte einen ungefähren Maßstab für die Schätzung der Gesamtbevölkerung Brasiliens bildet. Rio de Janeiro zählt eine Million Einwohner,

São Paulo 400.000, Bahia 300.000, Recife 240.000, Belém 190.000, Porto Alegre 120.000, vier bis fünf Städte haben je 100.000 und nicht weniger als sechzig Städte über 50.000 Einwohner. Da festgestellt ist, daß Brasilien 485 Städte hat, kann man die Schätzung der Bevölkerungszahl Brasiliens mit 23 Millionen nicht übertrieben finden.

In unseren Südstaaten leben über 400.000 Deutsche, wobei die zahlreiche deutsche Bevölkerung der Staaten São Paulo und Rio de Janeiro nicht inbegriffen ist. Besondere Hervorhebung verdient noch die große Bevölkerung germanischer Abstammung im Staate Santa Catharina, wo bedeutende Gemeinwesen zum größten Teil aus Deutschen bestehen, wie Blumenau, Joinville, Brusque. Dort wohnen viele Tausende von Deutschen, die zu Wohlstand und Ansehen gelangt sind. Auch in den Staaten Minas Geraes, Espirito Santo und Bahia ist die Zahl der Bevölkerung deutschen Stammes noch erwähnenswert; und es gibt überhaupt keinen Staat Brasiliens, in dem nicht wenigstens vereinzelt Deutsche zu finden wären. Die bedeutende Zahl deutscher Bewohner wird verständlich, sobald man weiß, daß Brasilien seit 1828 deutsche Einwanderung empfängt. Die Lage der Deutschen in Brasilien ist die denkbar günstigste; im Süden sind Deutsche große Viehzüchter, vermögende Landwirte und Industrielle. Im Staate São Paulo wird der Besitz von städtischen Liegenschaften und sonstiges Eigentum in deutschen Händen auf 90 Millionen Mark bewertet. Oesterreicher, Polen und Russen haben in São Paulo städtischen Grundbesitz im Werte von 30 Millionen Mark. Der hohe Betrag, den der Wert des ländlichen Grundbesitzes von Deutschen, Oesterreichern usw. in jenem blühenden Staat erreicht, ist hierbei nicht inbegriffen.

Vor kurzer Zeit hat auch der deutsche Konsul in Pará in seinem Bericht auf den außerordentlichen Aufschwung des deutschen Handels in diesem Staate hingewiesen; unter anderem hebt er hervor, daß im Jahre 1910 ungefähr hundert deutsche Geschäftsreisende den Staat besucht und eine erfolgreiche Propaganda für die deutsche Industrie gemacht haben, die übrigens mit einigen Artikeln diesen bedeutenden Handelsmarkt des Nordens bereits beherrscht.

Es sind dies Wahrheiten, die sicherlich von allen deutschen Pionieren, die zum deutsch-brasilianischen Tage hier weilen, voll geteilt und anerkannt werden; denn Hunderttausende ihrer Landsleute in Brasilien haben mit fruchtbringender Kraft zur Entwicklung des Reichthums und des Fortschritts des jungen Landes, das für sie zu einem zweiten Vaterlande geworden ist, beigetragen.

Zum Schluß erfülle ich die angenehme Pflicht, der verdienstvollen Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft für die Veranstaltung des deutsch-brasilianischen Tages zu danken. Sicherlich wird diese Veranstaltung ein sympathisches Echo in dem ganzen weiten Gebiet meines Vaterlandes finden und dazu beitragen, weite Kreise des deutschen Volkes für Brasilien und seine reichen Bodenschätze zu interessieren und die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien, besonders auf den Gebieten des Handels und der Industrie zu erweitern und zu festigen.

Vom deutsch-brasilianischen Kongress am 6. bis 8. September in Berlin.

N Berlin, den 10. September.

Die Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft veranstaltete vom 6. bis 8. September in Ber-

lin den ersten Deutsch-Brasilianischen Kongreß. Es war ohne Frage ein glücklicher Gedanke, sämtliche in Europa weilenden Brasilianer und Deutsch-Brasilianer mit den dortigen Brasilfreunden zu einer mehrtägigen Tagung zusammenzuführen. Die Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft, deren Vorsitzender, Sr. Exzellenz Generalleutnant Freiherr von Gayl, leider nicht in Europa weilte, hat durch diese Tagung mit einem Schlage die Blicke aller Brasilfreunde Deutschlands auf sich gelenkt.

Unter dem Protektorat Sr. Exzellenz des Herrn Gesandten der Vereinigten Staaten von Brasilien, Dr. B. Itiberê da Cunha, begann die Tagung am 6. September, abends 8 Uhr, mit einer großen offiziellen Begrüßungsfeier. Der stellvertretende Vorsitzende, Herr Pastor Faulhaber, eröffnete den Kongreß mit herzlichen Worten und begrüßte sowohl den brasilianischen Gesandten als auch alle Festteilnehmer, welche von nah und fern her beigeströmt waren. Herr Pastor Faulhaber hielt seine Begrüßungsansprache den vielen Brasilianern zu Ehren portugiesisch und hob die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Brasilien hervor. Se. Exzellenz, der Gesandte, dankte mit warmen Worten in der Sprache seines Heimatlandes, um dann seine Ausführungen in deutscher Sprache fortzusetzen.

Se. Exzellenz stellte Deutschland, dessen Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft die Welt erobert, dem jungen aufblühenden brasilianischen Staatenwesen als hervorragendes Beispiel hin. Mit der glänzenden Organisation des Exports und mit Hilfe des deutschen Kaufmanns hat Deutschland sich eine maßgebende Stellung in Brasilien erobert. Die ausgezeichneten Beziehungen zwischen beiden Ländern könnten eine weitere Steigerung erfahren, wenn die Handelsbeziehungen noch stärker betont würden, als es bisher geschehen. Eine „Aufklärungsarbeit“ über Brasilien, von dessen Entwicklungsgang man in Europa nur eine geringe Kenntnis habe, würde dem Handel zwischen beiden Ländern sicherlich mehr und mehr die Wege ebnen. Die große Ausdehnung Brasiliens mit seinen unschätzbaren Reichtümern, die noch unbehoben sind, bietet Platz für deutsches Kapital und tausende von gewinnbringenden Unternehmungen. Mit einem Dank an den Veranstalter des Festes, das nach Brasilien ein sympathisches Echo finden wird und mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser schloß der Gesandte seine Ausführungen; die Festteilnehmer sangen dann stehend die deutsche Nationalhymne.

Nach dem Herrn Gesandten brachte Herr Willy Eppenstein einen Toast auf Brasilien aus. Er knüpfte an den 90. Geburtstag der Unabhängigkeit an, warf einen Rückblick auf die portugiesische Herrschaft und ihre Tendenz zur möglichsten wirtschaftlichen Ausbeute der Kolonie, während deren selbständige Entwicklung nach Möglichkeit gehindert werden sollte. Der durch die Franzosen aus seinem Reich vertriebene João VI. wird als Förderer Brasiliens erwähnt, der sich nachher allerdings wieder dazu hergab, die Brasilien gewährten Konzessionen zurückzuziehen, wodurch gerade die Unabhängigkeitsentwicklung gefördert wurde. Nach einem kurzen Blick auf die Kaiserzeit, singt dann der Redner das hohe Lied auf das heutige Brasilien und die ehrenvolle Stellung des Deutschthums in demselben. Der Toast schließt mit einem Hoch auf das Geburtstagskind und dessen Regierungschef Marschall Hermes da Fonseca.

Nachdem das Hoch, welches freudigen Widerhall gefunden hatte, verklungen war, hörten die Festteilnehmer stehend die brasilianische Nationalhymne an. Hiermit war der erste Teil des Begrüßungsabends beendet.

Der zweite Teil des Programms brachte musikalische Darbietungen und bot Gelegenheit, Se. Exzellenz Itiberê da Cunha auch als Komponisten bewundern zu können. Eine brasilianische Klaviervirtuosin, Vitalina Brasil, brachte eine zart empfundene Komposition des Gesandten (Das Mädchen vom Lande) zu Gehör, die unter den Zuhörern großen Beifall fand. Ebenfalls erntete ein brasilianischer Sänger Siqueira Queirôz wie auch Frau Margarete Eppenstein aus Berlin mit ihren zur Laute gesungenen brasilianischen Volksliedern großen Beifall. Diese Volkslieder, welche in reizenden Melodien sich bewegen, sind leider nicht aufgezeichnet, sondern gehen in Brasilien von Mund zu Mund. Frau Eppenstein mit ihrem reichen musikalischen Gehör hat durch Vortrag dieser Volkslieder auf dem Deutsch-Brasilianischen Kongreß ihren Zuhörern große Freude bereitet. Der Abend verlief in harmonischer Stimmung und erst als der neue Tag begann, fanden die letzten Festteilnehmer den Weg nach Hause.

Der 7. September 1912 fand die Festteilnehmer schon frühzeitig auf dem Wege zu dem brasilianischen Café Schön, Unter den Linden, woselbst um 10 Uhr allgemeines Rendezvous der Festteilnehmer war. Der Vormittag brachte für die Fremden zahlreiche Besichtigungen öffentlicher Gebäude und Anstalten (Virchow-Krankenhaus, Märkisches Museum, Museum für Völkerkunde und Reichstag).

Am Nachmittag fand ein feierlicher Empfang bei Sr. Exzellenz dem brasilianischen Gesandten Dr. B. Itiberê da Cunha statt.

Herr Pastor Faulhaber, der stellvertretende Vorsitzende der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft, feierte in portugiesischer Sprache Brasiliens Unabhängigkeit als Ausgangspunkt seiner kulturellen Entwicklung und führte aus, daß von den 400 Jahren, die seit seiner Entdeckung verfließen sind, nur das letzte Jahrhundert dem Fortschritt freundlich gesinnt war, und er schloß mit einem Hoch auf das junge Geburtstagskind Brasilien.

Se. Exzellenz, der Herr Gesandte, dankte in seiner Heimatsprache und betonte besonders noch das Deutschtum in Brasilien für den besten Förderer der guten Beziehungen beider Länder. Zum Schluß seiner Ausführung brachte er ein Hoch auf Deutschland aus. — Die liebenswürdigen Wirte, Se. Exzellenz und die Gemahlin desselben, hielten die vielen Festteilnehmer an zwei Stunden in den Räumen der Gesandtschaft fest.

Um 6 Uhr begann der ernste Teil des Kongresses vor mehr als 500 Brasilianer, Deutsch-Brasilianer und Brasilfreunden. Herr Pastor Faulhaber eröffnete die Versammlung. Er würdigte ausführlich den segnenden Einfluß der eingewanderten deutschen Elemente, die gute Deutsche geblieben und gute Brasilianer geworden sind.

An den deutschen Kaiser und an den Präsidenten Hermes da Fonseca wurden unter lebhafter Zustimmung der Versammlung Begrüßungstelegramme gesandt, von denen das zweite gleichzeitig einen Glückwunsch für die Wiederkehr des Tages der Unabhängigkeitserklärung enthielt.

Zuerst kamen zahlreiche Vertreter anderer Vereine zu Wort und zwar Graf v. Schweinitz für die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, Pastor Dedekind für die „Evangelische Gesellschaft der Protestanten in Brasilien“, Admiral Recke für den „Hauptverband deutscher Flottenvereine im Ausland“, Direktor Föhr für die „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft und des Norddeutschen Lloyd“, Redakteur Flachsbarth für den „Deutsch-brasilianischen Handelsverband“, Dr. Traeger für den „Deutsch-argentinischen Zentralverband“ und der kaiserliche Ge-

sandte von Pilgrim Baltazzi für die „Gesellschaft für die deutsche Kunst im Auslande“. Alle diese Herren überbrachten den Glückwunsch ihrer Vereine für den Verlauf des Kongresses unter gleichzeitiger Darlegung ihrer Interessen, Verdienste und Beziehungen zu Brasilien und der deutschen Kolonisation.

Das erste Referat des Abends „Das Deutschland in Brasilien“ hatte Herr Redakteur Eppenstein übernommen.

Die Stellung der 400 bis 500.000 Deutschen resp. Deutschsprechenden in Brasilien wird daheim vielfach unterschätzt, sie ist keine unerfreuliche, im Verhältnis zu ihrer Kopfzahl sogar eine hervorragende, so im Handel des Südens, Nordens und der Mittelstaaten, ebenso in der Industrie, desgleichen im öffentlichen und im geistigen Leben, wenn auch die „gallische“ Rasse, aus Stammes-, Sprachen- und historischen Motiven die Hegemonie hat. Dabei ist die Hauptfrage, mit welchen Mitteln und Wegen das Deutschtum in Brasilien gestärkt werden könnte. Daß in Brasilien ein Nativismus existiert, der besonders gegen die Deutschen eine Abneigung hat, ist nicht zu leugnen, weil der Deutsche an seiner Eigenart festhält. Aber die Zahl der Nativisten ist in der Minderzahl, die anderen stellen an den Deutschen nicht die Forderung, daß er auf seine Sprache und sein Deutschtum verzichte, sie begnügen sich damit, daß er ein guter Bürger des Adoptivvaterlands wird, und läßt ihn Schulen und Kirchen errichten, aber die brasilianische Fahne muß neben der deutschen aufgepflanzt werden und die deutschen Kinder müssen auch brasilianische Sprache und Geschichte lernen. Eine wichtige Forderung ist die endliche Beseitigung des Heydtschen Reskriptes, weil die Gründe desselben längst hinfällig geworden und weil die deutschen Kolonien Bauzufluß nötig haben, wenn sie nicht zerfallen sollen. Als Fazendarbeiter steht allerdings der Deutsche den Südländern nach. Einen Fortschritt in der Stärkung des Deutschums in Brasilien bringt auch die Vorlage zum neuen deutschen Reichsangehörigkeitsgesetz. E. spricht sich für Beteiligung der Deutschen an der inneren Politik Brasiliens aus, sogar durch Zusammenschluß in einen Zentralverband! Dabei soll der Deutsche auch mit Gut und Blut für die Integrität Brasiliens eintreten, von seinem Vaterland verlangt er nur Blutauffrischung.

Einen weiteren Vortrag hielt Hr. Artur Hermsdorf über die Vorbedingungen zur Auswanderung nach Brasilien. Man soll keinen Menschen aus seinem Vaterlande ziehen, er soll bleiben, wenn er seine Existenz hat, aber trotzdem bleibt die alte deutsche Wanderlust. Wenn man dem Auswanderungslustigen raten soll, dann soll man ihn am besten auf Brasilien hinweisen, aber man soll ihm gleich sagen, daß er nur mit schwerer Arbeit vorankommt. Der Auswanderer soll sich vorher aus guten Quellen informieren; blindlings Ausgewanderte oder durch Werbeagenten Verlockte sind nachher nicht zu bedauern. Daß der Auswanderer in Brasilien hochkommen kann, das beweisen die deutschen Kolonien. Von großer Wichtigkeit ist für den Auswanderer ein kleiner Reservefond und andererseits der Anschluß an seine Landsleute und sein Festhalten an deutscher Art, das selbst der gebildete Brasilianer schätzt, während er die Renegaten verachtet. Er kann sich aber mit seinem deutschen Wesen der brasilianischen Familie als würdiges Glied anschließen.

Die Diskussion wurde über beide Vorträge zusammengelegt und sprach zunächst der bekannte Kolonisationsator Dr. Hermann Meyer, der Gründer der Kolonie „Neu-Württemberg“, aus eigener Erfahrung

Wochenschau.

über die Richtlinien seiner Kolonisation und er betonte, daß Mißerfolge der Auswanderer oft daraus zu sehen sind, daß dieselben die Frau über ihre Arbeit in Brasilien nicht genügend aufklären. Die Einsamkeit in den jungen Kolonien entmutigt oft die Frau ebenso wie die nicht erwartete schwere Arbeit. Diese Entmutigung wirkt auf den Mann und beide sind mit ihrem Los unzufrieden. Die Wichtigkeit der Schulk- und Religionspflege wurde von dem Herrn Dr. Meyer ganz besonders betont und hervorgerufen, daß er gerade in seiner Kolonie „Neu-Württemberg“ großes Gewicht sowohl auf die Schule als auch auf die Kirche legte.

Nach Herrn Dr. Meyer kamen noch zahlreiche Redner aus Brasilien wie auch aus Deutschland zu Wort und ernteten alle mit ihren Ausführungen reichen Beifall. Nur der Vertreter der hier erscheinenden Wochenschrift „Die Bank“ wollte eine kleine Gegendemonstration veranstalten. Dem Herrn wurden dann von zahlreichen Seiten Aufklärungen gegeben.

In vorgerückter Stunde wurde eine Resolution des Herrn Dr. Meyer einmütig angenommen. Derselbe wendet sich an die Presse, nur nach genauester Prüfung und Informationen Klagen von Auswanderern zu veröffentlichen.

Das dritte Referat, welches von dem früheren deutschen Handelssachverständigen in Rio de Janeiro Herrn Dr. Voß gehalten werden sollte, mußte ausfallen, da bereits die 12 Stunde angebrochen war und alle Festteilnehmer Schluß der Dauersitzung wünschten. Herr Pastor Faulhaber schloß die Hauptversammlung mit Dankesworten an die Festteilnehmer.

Am Sonntag, den 8. vormittags wurde der „Zoologische Garten“ und die „Große Berliner Kunstausstellung“ besichtigt. Um 3 Uhr begann das Festmahl in dem Saale der Kunstausstellung, an dem ca. 200 Gäste teilnahmen. In dem Menu waren selbstverständlich die berühmten „Schwarzen Bohnen“ zu finden und hatten dieselben wohl bei allen Brasilianern eine große Anziehungskraft ausgeübt.

Graf Schweinitz, der Vertreter der Deutschen Kolonialgesellschaft begann die Reihe der Toaste mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser. Dem deutschen Kaiser galt auch die Huldigung der brasilianischen Studenten, welche sich an der hiesigen Universität immatrikuliert haben um deutsche Wissenschaften mit nach Brasilien hinüber zu verpflanzen. Dr. B. Itiberé da Cunha feierte in portugiesischer Sprache die deutsche Kaiserin und brachte dann ein Hoch auf die Frauen aus.

Hr. Eppenstein brachte im Auftrage der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft dem Protektor des Kongresses, dem brasilianischen Gesandten ein Hoch aus, indem er den Gesandten als Diplomaten und als Mensch feierte. Der Gesandte erwiderte in deutscher Sprache, indem er betonte, daß er sich in diesem Kreis nicht als Minister, sondern als ein Freund unter Freunden fühle. Deutschland sei stets das Land seiner Sehnsucht gewesen seitdem er die Lieder von Schumann und Mendelssohn gehört hatte. Nachdem dann noch zahlreiche Brasilianer und Brasilfreunde zu Worte gekommen, endete das Festmahl und ein allgemeiner Tanz, welcher sich hieran schloß, machte dem Kongreß ein Ende.

Ueber 800 Teilnehmer haben den „Deutsch-Brasilianischen Tag“ besucht. Alle größeren Staaten Brasiliens hatten Vertreter entsandt. Möge der harmonische Verlauf des Festes dazu beitragen die Aufklärungsarbeit über Brasilien zu fördern, Brasilien neue Freunde zu gewinnen und den wirtschaftlichen und kulturellen Austausch zwischen Brasilien und Deutschland günstig zu beeinflussen.

Diese Woche hat im Südosten Europa's große Ereignisse gezeitigt. Die italienisch-türkischen Friedensverhandlungen in Ouchy, Schweiz, haben zu einem günstigen Resultate geführt, so daß dieser Waffengang wohl als erledigt betrachtet werden kann, wenn auch erst in den nächsten Tagen der Waffenstillstand und erst etwas später der definitive Friedensvertrag abgeschlossen werden wird.

Gleichzeitig aber und wohl gefördert durch das Resultat von Ouchy ist auch die Balkankrise zum Krieg ausgereift. Nach den immer wiederkehrenden blutigen Zusammenstößen an den Grenzen von Montenegro und Bulgarien, nach der Beschlagnahme serbischer Waffensendungen und griechischer Schiffe durch die Türken war ein anderer Ausgang kaum mehr möglich, auch selbst nicht durch die Verbesserung der Berchtold-Initiative durch Poincaré, denn in dieser Beziehung ist eine positive energische Aktion der Großmächte durch die unter ihnen selber herrschende Eifersucht verunmöglicht. Dessen konnten sich die Balkanvölker schon seit Jahren überzeugen. Deshalb haben diese sich endlich gesagt, daß nur ein gemeinsames Vorgehen und ein energisches Handeln im psychologischen Moment, noch bevor durch den definitiven Frieden mit Italien die Türkei ihre Streitkräfte aus Afrika und ihre Flotte herbeiziehen kann, für ihre Völker eine Befreiung vom türkischen Joche, für sie von den ewigen Plackereien des gewalttätigen Nachbarn möglich ist.

Genau nach einem Jahre seit der ersten Betretung des Tripolis-Territoriums durch italienische Truppen ist der Friede eine Tatsache geworden. Aus Konstantinopel, Berlin, Paris, London und Rom liegen übereinstimmende Meldungen vor. Am 4. ds. morgens früh begab sich der italienische Unterhändler Abgeordneter Bertolini nach Cavour zum Ministerpräsidenten Giovanni Giolitti, um ihm das Resultat der Verhandlungen mitzuteilen und die Instruktionen bezüglich des Abschlusses des Friedensvertrages entgegenzunehmen. Auch der türkische Vertreter Reschid-Pascha verreiste am 4. morgens nach Konstantinopel zu demselben Zwecke. Am 3. hatte der türkische Ministerrat, unter dem Vorsitz des Sultans Mohamed V., die letzten Bedingungen Italiens angenommen und den Gesandtschaftsrat in Italien, Seifedin-Bei, beauftragt, mit Italien die definitive Redaktion des Friedensvertrages auszuarbeiten und zu unterzeichnen. Gleich nach der Ankunft Seifedins in Ouchy wird die Unterzeichnung des Präliminarabkommens unterzeichnet. Die Pforte teilte an Italien die Annahme der Vorschläge telegraphisch mit. In Ouchy verhandelten am 3. ds. die Delegierten bis tief in die Nacht hinein, um sich zu einigen. Aus dem Abkommen sind die einzelnen Bedingungen noch nicht bekannt, sondern für die beiden Regierungen reserviert, bis die definitive Unterzeichnung erfolgt sein wird. Londoner Meldungen behaupten zu wissen, daß die Räumung Lybiens durch die Türken sofort erfolgen und dabei die italienischen Truppen die militärischen Ehren erweisen werden. Italien werde in Tripolis für den mohamedanischen Kult 10 Millionen Lire aufwenden und Wohltätigkeitsanstalten für die Witwen und Waisen der türkischen Soldaten errichten.

Ueber das Schicksal der von Italien besetzten Inseln lauten die Nachrichten widersprechend. Nach einer römischen Kabelung wollen die Studenten in Rom gegen den Friedensschluß und gegen die Unterhändler Bertolini und Reschid manifestieren.

Bis zum 9. ds. war eine definitive Einigung in

Ouchy noch nicht erfolgt und dürfte kaum vor einigen Tagen erfolgen. Aus dem Inhalt der Abmachungen sind positive Meldungen nicht in die Öffentlichkeit getreten; es sind darüber nur Vermutungen zirkuliert.

* * *

Am 8. ds. hat Montenegro an die Türkei den Krieg erklärt; die betreffende Note übergab der Gesandte in Konstantinopel mittags und verließ dann die türkische Hauptstadt. Montenegro erklärt, daß die von der Türkei vorgenommenen Reformen in keiner Weise genügen und daß seine Geduld durch die immerwährenden blutigen Vorfälle an der Grenze erschöpft sei. König Nicolau und Prinz Mirko verließen, unter dem Geschützdonner und Glockengeläut von Cetinje, nach der Grenze zum Heere. Diese Kriegserklärung hat um so mehr überrascht, weil man nicht wußte, daß auch Montenegro zu der Balkanvereinigung gehört. Auch türkische Stimmen besagen, daß diese Kriegserklärung nur der Anfang zum allgemeinen Balkankrieg bedeute. Rußland und Oesterreich-Ungarn haben an die Balkanstaaten eine platonische Note geschickt, in der sie vor Rüstungen warnen und erklären, im Kriegsfall müsse der status quo in der europäischen Türkei gewahrt werden. Die Großmächte haben bei der Türkei gegen die Beschlagnahme der griechischen Kauffarteschiffe protestiert. Nach der „Frankfurter Zeitung“ gewährt die russische Bank an Bulgarien eine Anleihe von 25 Millionen. Bei Tuzi ist es bereits zu einem ersten Kampf gekommen.

Die nächsten Tage werden auf dem Balkan wohl noch größere Ereignisse bringen.

* * *

Die Russen und ganz besonders die aus den südlichen Gouvernements stehenden in dem Ruf, ausgezeichnete Diplomaten zu sein. Diese Feststellung schließt eine andere in sich, denn Diplomat sein und zwar ein ausgezeichneter, heißt soviel als die lieben Mitmenschen hinters Licht führen zu können und so enthält die Bestätigung eines hervorragenden diplomatischen Talents, die eigentlich schmeichelhaft sein sollte, unter Umständen doch noch eine Grobheit. Wenn man nun den gegenwärtigen russischen Minister des Aeußern, Graf Sergius Demetrewitsch Sasanow, einen gewandten Diplomaten nennt, dann liegt darin wohl eine Anerkennung seines Talents, aber gleichzeitig ist auch die Verdächtigung ausgesprochen, daß diesem freundlichen Herrn gegenüber etwas Vorsicht am Platze sei. Dieser russische Staatsmann, von dem man bis vor kurzem recht wenig hörte, hat es im Handumdrehen fertig gebracht, sich in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu rücken und heute ist er bereits der am meisten beachtete Minister Europas.

In der Berichtswoche ist Sasanow nach Berlin gekommen, um mit Kaiser Wilhelm und Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, mit welchen er vor kurzem schon zusammengewesen, wieder wichtige Besprechungen zu pflegen, aber er kam, da er in Paris noch verschiedenes zu tun hatte, erst vorgestern nach dem grünen Strand der Spree und deshalb liegen über seinen Besuch noch keine Nachrichten vor. Jedenfalls werden die leitartikelnden Politiker sich wieder die Köpfe zerbrechen mit der Frage: was geht denn eigentlich vor — welche Konstellationen werden wir bald an dem Himmel der hohen Politik bewundern können? — Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg war auf das Betreiben seines russischen Kollegen in St. Petersburg; Kaiser Wilhelm kam mit dem Zaren Nikolaus zusammen; nachher fuhr Poincaré nach dem Newastrande und darauf eilte Sasanow nach England, um von dort über Paris und Berlin die Rückfahrt nach der Haupt-

stadt des Zarenreiches zurückzukehren. Diese vielen Reisen und Zusammenkünfte geben den politischen Kannegießern den ausgezeichnetsten Gesprächsstoff, aber ernsterwägende Menschen sollten es nicht vergessen, daß es sich hier um einen Diplomaten handelt, der aus der Schule der Gortschkows und Ignatiews stammt. Seine Reisen und Audienzen werden die Annäherung der Großmächte vielleicht etwas fördern, aber es wäre verkehrt zu glauben, daß die Verständigung nun zur vollendeten Tatsache werden wird. Wenn es bei dem Kaiserbesuch in Baltischport geblieben wäre oder wenn die Reise Poincarés die Reihe der Ministerbesuche abgeschlossen hätte, dann hätte man noch an nennenswerte Abmachungen glauben können, nachdem Sasanow aber wie ein Handelsreisender durch halb Europa gefahren, muß man nolens volens sich der Annahme zuneigen, daß die ganze Verbrüderungsaktion in der Hauptsache ein Bluff ist.

Aus Deutschland lagen diese Woche auffällig wenig Nachrichten vor. Wir wissen nicht ob dieses den Kablern zuzuschreiben ist oder ob Deutschland wirklich eine stille Woche hatte.

Im Hamburger Hafen stieß der Schlepper „Elbe“ gegen den Dampfer „Vandalia“ von der Hamburg-Amerika-Linie und beschädigte ihn so stark, daß er sofort versank. Die „Vandalia“ hat angeblich keinen Passagier an Bord gehabt. Von der Besatzung werden der Zimmermann und ein Koch vermißt. Die „Vandalia“ kam von den Antillen. Nähere Nachrichten über diesen schweren Unglücksfall liegen nicht vor.

Nicht nur die deutsche Schifffahrt ist von einem Unglück heimgesucht worden. Auch die Eroberung der Luft hat wieder Opfer gefordert. In Johannistal stürzten der Aviatiker Alig und sein Mechaniker mit ihrem Monoplan aus einer Höhe von hundert Meter herab und waren beide auf der Stelle tot.

Der englische Premierminister, Herr Herbert Asquith, hat angekündigt, daß die Mitglieder der Regierung darin einig seien, daß das Homerulegesetz durchgeführt werden soll und zwar mit der größten Eile in Ulster. Auf die Opposition der Nationalisten dürfe man nicht hören. Ulster, die nördlichste Provinz Irlands, nahm bisher eine Vorzugsstellung ein, die sie jetzt nicht verlieren möchte. Aufgepeitscht von seinen eigenen Führern, gehetzt von den Führern der englischen Konservativen, die dabei im Trüben fischen, namentlich von Bonar Law, der mit kaltem Blut bewaffnete Revolte predigt, sträubt sich Ulster gegen die im Homerulegesetz vorgesehene Heimregierung, bei der natürlich der bisher geknechtete Süden kräftig seine Stimme erheben könnte. Und weder der Vorschlag der Regierung, für Ulster eine Sonderbehandlung durchzudrücken und ein Uebergangsstadium zu schaffen, noch die augenscheinliche Mäßigung und der versöhnliche Geist der irischen Nationalisten haben bisher Ulster vermocht, von seiner starren Opposition abzulassen, obwohl eine dauernde Trennung des Südens und Nordens in Irland ganz unnötig und das dumme Geschwätz von den Separationsgelüsten der irischen Nationalisten längst nicht mehr eine scharfgeschliffene, blanke Waffe, sondern unbrauchbares altes Eisengerümpel ist. Auch davon hat sich die große Masse der Ulsteraner Revolutionäre noch nicht überzeugt, daß sie bei diesem ganzen Kampf im Grunde weiter nichts ist, als ein geschickt und zynisch benutztes Werkzeug in den Händen konservativer Führer, der Cecil, der Smith, der Bonar Law und anderer, die mit diesem Werkzeug ihre besondere Parteipolitik zimmern. Denn warum in aller Welt sollten sich schließlich die Ulsteraner dagegen sträuben, daß Homerule ihnen Verminderung der

Steuern, Erleichterung des irischen Handels, Verbesserung der Schulen, Versöhnung und Fortschritt auf der Insel und tausenderlei materielle Vorteile bringt, die die Folgen einer unvergleichlich viel ökonomischeren heimischen Regierung sind? Warum sollten sie sich in aller Welt dagegen sträuben? Und zwei Jahre praktischen Versuchs würden sie sicher zu ebenso begeisterten Anhängern Homerules machen, wie sie jetzt Gegner sind. Aber das ist ganz und gar nicht das Interesse ihrer Führer, die bei dem Wandel an Ansehen und Beedutung verlieren müssen, und die deshalb in Ulster die Ueberzeugung wachhalten, daß es sich selbst vor Knechtschaft retten muß. Zum Schießprügel wollen die Leute greifen, um die Durchführung des Gesetzes zu verhindern und so geben sie, indem sie der Regierung Opposition machen, der Welt ein Beispiel seltener Kurzsichtigkeit. Man darf darauf gespannt sein, wie die englische Regierung mit diesen verbissenen Ulsteranern fertig wird.

Als Italien die Tripolisexpedition begann, da hieß es, daß die Italiener von nun ab nicht mehr nach Amerika auswandern müßten, da die bald eroberten lybischen Kolonien ihnen eine neue und gute Heimat bieten würde. Die folgenden Zahlen beweisen aber, daß die Auswanderungslustigen nicht geneigt sind, die Eroberung des afrikanischen Gebietes abzuwarten. Im letzten Monat August reisten 2.051 Italiener mehr nach Brasilien aus, als in der gleichen Periode des Vorjahres, nach Argentinien 1.366 mehr als August 1911 und die Auswanderung nach Nordamerika übertraf die des gleichen Monats im vorigen Jahres sogar um 12.287. Die Rückwanderung war geringer als im August 1911; Aus Brasilien kamen 70 Personen weniger als August 1911 und aus Nordamerika 830; größer als in dem betreffenden Monat des Vorjahres war die Rückwanderung aus Argentinien und zwar um 886. Dieses Mehr macht aber das Weniger der Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten nicht wett. Im ganzen sind im August 1912 15.704 Italiener mehr ausgewandert als im gleichen Monat 1911 und zurückgewandert sind 14 weniger.

Das Zentralkomiteé der spanischen Eisenbahner hat die Einstellung des Streikes angeordnet, denn der Ministerpräsident, Herr Canalejas hat versprochen, sich dahin bemühen zu wollen, daß das Parlament zugunsten der Eisenbahner verschiedene Reformen einführt. Da die meisten Lokalkomiteés derselben Ansicht sind, so dürfte die Arbeit bald wieder aufgenommen werden. Der Eingriff des Ministerpräsidenten hat im ganzen Lande einen vorzüglichen Eindruck gemacht. José Canalejas, der von seinen Vorgängern eine recht traurige Erbschaft übernahm, hat in den zweiundhalb Jahren seiner Regierung Spanien schon unschätzbare Dienste geleistet, sodaß man von ihm auch noch fernere gute Reformen erwarten kann.

Der Wahlskandal vom Jahre 1904 beschäftigt in Nordamerika die Gemüter. Es hat sich herausgestellt, daß auch die Milliardäre Pierpont Morgan und Gould große Summen zu der Wahlkampagne für Roosevelt beigesteuert haben. Roosevelt, der die Tatsache, daß die Summen von seinen Propagandisten angenommen worden sind, nicht aus der Welt schaffen kann, will jetzt die Welt überzeugen, daß er von diesen Transaktionen nichts gewußt habe. Diese Erklärungen Theodys finden aber keinen Glauben.

Aus den La Plata-Ländern liegen folgende Nachrichten vor:

Argentinien.

— Nächsten Freitag werden die unentgeltlichen Theatervorstellungen für das Volk eröffnet.

— Die neuen Torpedos werden in Deutschland bestellt und sollen für flüssiges Heizmaterial eingerichtet werden.

— Major Fernando Carbia ertrank im Rio Lujan.

— Bei den Wahlen in Corrientes kam es zu Schiesereien.

— Die argentinischen Luftschiffer fliegen fleißig. Costalbert ist bis 1281 Meter hoch geflogen.

— Die Polizei von Buenos Aires hat am 25. wieder 300 Apachen verhaftet. 26 wurden ausgewiesen.

— Der argentinische Konsul in Montevideo telegraphierte, daß von einem fremden Dampfer 2000 Kisten mit Waffen und Munition auf eine Lancha überladen wurden, die nach dem Hafen Goyas bestimmt sind. Die Sendung soll in Paraguay geschmuggelt werden. Der uruguayische Marineminister hat Vorkehrungen getroffen, diese Sendung festzuhalten.

— Im Spital von Buenos Aires fand man zwei Patienten mit Beulenpest.

— An den Wettschießen in Buenos Aires nahmen 40 Schulkollegien teil mit je 20 Schülern; den Sieg trug das Kolleg Lasalle davon.

— In letzter Zeit haben die Gerichte scharfe Urteile gegen die jüdischen Wucherer gefällt, die von den Söhnen reicher Familien exorbitante Zinsen nahmen.

— Die Regierung beschloß, die in England gebauten Destroyers doch anzunehmen, wenn sie auch nicht das festgesetzte Schnelligkeitsmaximum erreichen.

— Weitere 45 Apachen wurden verhaftet; alle waren sehr gut mit Waffen versehen.

— Heute soll in der Kammer das italienisch-argentinische Sanitätsabkommen behandelt werden.

— In Chaco gab es wieder einen Zusammenstoß mit Indianern und Soldaten; von letzteren sollen mehrere gefallen sein.

— In Buenos Aires feierten die Portugiesen den 2. Jahrestag ihrer Republik mit großem Empfang, Bankett und Ball.

— In dem aufsehenerregenden Prozeß der Millionärsfamilie Manuel Anchorena und Inés Cobo wurde Trennung von Tisch und Bett ausgesprochen, wegen schwerer Injurien des Herrn Gemahls. 80 Zeugen aus der hohen Gesellschaft wurden vernommen.

— Bei Comodoro Rivadavia fand man neue Petroleumquellen.

— Die Tramway-Comp. Anglo-Argentino nimmt eine neue Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling auf zum Bau der Untergrundbahn.

— Die Regierung gewährte Zollermäßigung für den Import von 110.000 Tonnen Zucker.

Paraguay.

— Der Senat genehmigte die Vorlage von Ayala, nach den Grenzen eine Kommission zu schicken, welche zur Rückkehr der ausgewanderten Paraguayer behilflich sein soll.

Notizen.

São Paulo.

Für das Ipiranga-Denkmal ist das Kommissionsgutachten fast abgeschlossen. Man nimmt einen Betrag von 50 Contos an und einen Preis von 10 Contos für das beste Projekt. Auch wird dem Gesetz ein Artikel eingefügt zu einer Prämie für das beste Geschichtswerk über die Unabhängigkeitserklärung. In dieser Form erhält das Projekt einen wirklich auch praktischen Nutzen für die nationale Erziehung.



Dr. Adolf Lutz hielt am 2. ds. in der Sociedade Brasileira de Dermatologia einen interessanten Vortrag über „leishmaniose tropical“, er zeigte an Photographien verschiedene Fälle aus São Paulo und aus Amazonas und erwähnte, daß es sich um eine Krankheit handle, die besonders viel bei den Negern vorkomme und die eine systematische Bekämpfung erfordere, wenn man nicht das Auftreten einer neuen Lepra befürchten wolle. Der Redner wurde von Dr. Fernando Terra, Werneck Machado und Rabello unterstützt und es wurde angeregt, Dr. Oswaldo Cruz zu ersuchen, auf seiner Studienreise am Amazonas besonders auch dieser Krankheit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Brasilien-Italien. Am Dienstag, den 2., besuchte der paulistaner Bundesdeputierte Dr. Cardoso de Almeida, der, wie so viele seiner Kollegen, lieber in Europa als in Rio seine hundert Milreis täglich verzehrt, den italienischen Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, und hatte mit ihm eine lange Konferenz über verschiedene Brasilien und Italien interessierende Fragen. Der Minister war von dem Besuch des Paulistaners sehr erbaut und sagte, daß die brasilianischen Abgeordneten und Journalisten noch mehr nach Italien und die italienischen noch mehr nach Brasilien gehen sollten. Dieser Ausspruch des italienischen Staatsmannes klingt ja sehr schön, aber es wäre doch nicht gerade besonders wünschenswert, wenn noch mehr brasilianische Deputierte zurzeit der Tagungsperiode solche Spritztourne unternehmen würden wie Herr Cardoso de Almeida und was die italienischen Besuche anbelangt, dann darf man bei aller brasilianischer Gastfreundschaft doch den Wunsch unterdrücken, sie sich verdoppeln und verdreifachen zu sehen. In den letzten Jahren haben wir viele italienische Deputierte und Journalisten hier gehabt. Alle wurden sie fürstlich empfangen, alle lobten sie unser Land über den grünen Klee, alle versprachen sie, in Italien für Brasilien Propaganda zu machen und alle haben sie dieses Versprechen vergessen. Ferrero schwärmte hier für brasilianische Zivilisation und brasilianischen Fortschritt und zu Hause sagte er das Gegenteil. Eduardo Pantano konnte nicht Worte genug finden, um hier Brasilien zu loben und zu Hause angekommen äußerte er sich dahin, daß es doch nicht ratsam sei, das Dekret Prinetti, das die subventionierte Auswanderung nach Brasilien verbietet, aufzuheben. Am weitesten ging der Genossenschaftsmann Pieraviccini, der hier alles im rosigsten Lichte sah und in der italienischen Kammer von moderner Lohnsklaverei italienischer Arbeiter in Brasilien sprach. Enrico Ferri, der auch die bündige Zusage gab, für die Auswanderung nach Brasilien zu wirken, machte, zu Hause angelangt, Propaganda für — Argentinien. Nach solchen Erfahrungen wagen wir, der Ansicht zu sein, daß die schönen Worte des italienischen Ministers eben nur Worte sind. — In der Folge sagte der Minister, daß Brasilien, als ein starker Repräsentant der „lateinischen Rasse“ (als Witz wäre diese Bezeichnung sehr gut!) einer grossen Zukunft entgegen sehe. In wenig Jahren werde Brasilien, wenn die Entwicklung so fortschreite, 50 Millionen Einwohner haben und dieser Fortschritt werde auch die Italiener mit Jubel erfüllen. Die liberale Gesetzgebung Brasiliens sei ihm, dem italienischen Minister, sehr sympathisch und er freue sich, daß in São Paulo im besonderen und in Brasilien im allgemeinen die Italiener so freundlich aufgenommen würden. Darauf erzählte Herr Cardoso de Almeida dem Minister über die italienische Ausfuhr nach Brasilien und zum Schlusse lud er ihn auf einen Besuch unseres Landes ein. Herr San Giuliano gab keine bündige Zusage, da er aber der

Ansicht ist, daß Italiener sehr fleißig Brasilien besuchen müssen, so ist es doch möglich, daß wir bald einen italienischen Minister hier begrüßen. — Diese Verbrüderung wäre uns sehr sympathisch, zumal die Italiener ja tatsächlich sehr viel zum Fortschritt Brasiliens beigetragen haben und in der Zukunft trotz Tripolis und Kyrenaika uns nach wie vor noch tausende von arbeitskräftigen Armen überlassen werden, aber diese Fraternität hat doch den fatalen Beigeschmack der sonderbaren Schiffsverträge und der Ferrero'scher Reden. Uneigennützig ist ja heutzutage, wo das Geld alles gilt, kein Mensch — am allerwenigsten ein Staatsmann, aber so „aufs Ganze“ wie die Italiener gehen doch die wenigsten und deshalb wäre unserseits etwas Kühle am Platze.

Die alte Matrone „Jornal do Commercio“ in Rio de Janeiro feierte am 1. Oktober ihren 85. Geburtstag. Sie ist immer noch die einflußreichste Dame in der brasilianischen Presse geblieben. Im Laufe der Jahrzehnte hat sie all die Entwicklungsphasen der brasilianischen Geschichte und Kultur durchgemacht und ist wahrlich immer ein Kind der Zeit geblieben, hat ebenso sehr die Schwächen wie die Tugenden dieser Generationen in sich aufgenommen und damit neben vielem Guten auch manches Unheil angestiftet. Jedenfalls ist bis heute ihre *Seeção livre* eine der bedenklichsten Erscheinungen in der brasilianischen Presse und Kultur.

Der Jahrestag der portugiesischen Republik wird am 5. ds. in Rio von der portugiesischen Kolonie festlich begangen werden. Vor der Gesandtschaft wird schon morgen die Musik spielen. Um 9 Uhr ist feierliche Sitzung im Monroe-Palast, wozu Präsident Hermes da Fonseca erscheint. Am 6. ist Kinderfest, abends Konzert auf der Praça Gonçalves Dias und Fackelzug zur Begrüßung des Präsidenten.

Trauriger Ausgang eines Jagdausflugs. Unseren Lesern wird noch erinnerlich sein, daß am 9. vor. Monats der 24jährige Maler Guido Massimo seine ihm erst vor einigen Monaten angetraute Gattin auf einem Jagdausflug durch einen Schrotschuß unvorsichtig verletzte und daß die junge Frau trotz aller angewandten ärztlichen Hilfe nach wenigen Tagen der erhaltenen Wunde erlag. Nach diesem traurigen Ausgang des Sonntagsausflugs verfiel der Mann der Schwermut und diese hat ihn zum Selbstmord getrieben. Am Donnerstag morgen hörte man in seiner Wohnung einen Schuß fallen, und als die Nachbarn, schon das Richtige ahnend hinliefen, fanden sie die Türe von innen verschlossen. Die herbeigerufene Polizei erbrach die Türe, aber es war nicht mehr zu helfen: die Kugel hatte den Kopf von Schläfe bis Schläfe durchbohrt und der Tod mußte sofort eingetreten sein. Guido Massimo hat zwei Briefe hinterlassen, einen an seinen Schwager Antonio Signora, hier, und den anderen an seinen Bruder Umberto Massimo in Rom. In dem letzten Brief erzählt er seine traurige Geschichte und sagt, mit dem Bewußtsein, den Tod seiner Gattin verschuldet zu haben, nicht weiter leben zu können. — Neunundneunzig von den hier ausgeführten Selbstmordversuchen sind nichts anderes als Komödie; der Selbstmord Guido Massimo's entbehrt aber nicht der Tragik — hier hat die Schicksalstücker zwei Menschenleben zerstört.

Die Parlamentarier, die nach den Wahlprüfungen über den großen Teich gingen und in Europa einen schönen Sommer verlebten, beginnen jetzt, wo es in der alten Welt kalt wird, zurückzukehren. Herr Dr. Adolpho Gordo ist schon angekommen, Dr. Alfredo Ellis soll auch schon seine Koffer gepackt haben, um sich in Genua nach Brasilien einzuschiffen; der Besuch Dr. Cardoso de Al-

meidas bei dem italienischen Minister des Aeußern sei zugleich ein Abschied besuch gewesen, und auch die meisten anderen seien schon bereit, dem schönen Rom und noch schöneren Paris Valet zu sagen. Sie werden also hier sein, um am Anfang des nächsten Monats für die Verlängerung der Tagungsperiode bis Ende des Jahres stimmen zu können und das ist Grund genug, daß das souveräne Volk die Herren Deputierten und Senatoren bei ihrer Rückkehr mit lautem Jubel empfängt.

Für die Einwanderer sind im Monat September in Santos 1364 Stück Gepäck angekommen mit 22 Dampfern. Seit Beginn des Jahres kamen 24.710 Stück Einwanderergepäck an.

An Haupt u. Co. hat der Finanzminister 382:888\$ ausbezahlen lassen als letzte Rate für 12 Millionen Mauser-Patronen und 415:715\$ als 6. und 7. Quote für 6000 Mausergewehre.

Das städtische Budget pro 1913 soll in den nächsten Tagen dem Stadtrat zugehen. Die Einnahmen sind auf 7000 Contos berechnet, während das jetzige Budget sie auf 5694 Contos berechnet.

Diplomatisches. Die fluminenser „Epoca“ meldet, angeblich auf Grund sehr guter Informationen, daß der Ex-Verkehrsminister und gegenwärtiger Bundesdeputierte für Bahia Dr. Miguel Calmon du Pin e Almeida zum Gesandten in Buenos Aires ausersehen sei. Das Ernennungsdekret werde bald unertzeichnet werden. Herr Dr. Miguel Calmon ist ganz entschieden ein Glückspilz. Im Alter von nicht ganz achtundzwanzig Jahren wurde er unter Affonso Penna Verkehrsminister und jetzt, wo er die Mitte der dreißiger Jahre kaum überschritten, soll er einen diplomatischen Posten bekommen, nach dem alte erfahrene und verdienstreiche Herren umsonst hinübergeäugt haben. Man wird jetzt natürlich fragen, ob der Herr auch wohl schon diplomatisches Talent verraten habe, und da kann man sich nur daran erinnern, daß er der Schöpfer der seinerzeit vielgenannten „Embaixada de Ouro“ — der „goldenen Botschaft“ war, die in Paris ihren Sitz hatte und der man, als sie aufgelöst wurde, das große Verdienst nachsagen konnte, daß sie bei den Vorträgen des Herrn Dr. Oliveira Lima in der französischen Hauptstadt die Beleuchtung gestellt habe.

Ein Monopol-Gewinn. Die „Brazilian Traction Light and Power“, die in Rio für die private Beleuchtung ein Monopol bis 1915 und für die öffentliche Beleuchtung ein solehes bis 1945 hat, erzielte in den letzten 6 Betriebsjahren in Rio folgende Ergebnisse in Franken berechnet:

| | Brutto | Netto |
|------|------------|------------|
| 1906 | 27.655.473 | 7.574.725 |
| 1907 | 32.653.199 | 10.983.262 |
| 1908 | 36.976.116 | 14.143.650 |
| 1909 | 38.992.757 | 15.893.828 |
| 1910 | 56.773.731 | 27.936.219 |
| 1911 | 67.093.002 | 35.053.204 |

In der letzten Abrechnung betrugen die Tramway-Einnahmen 36.952:495\$ oder 55 Prozent der Gesamteinnahmen. Von der Beleuchtung figurierten die Elektrizität mit 14.922.986 Franken, das Gas mit 13.339.940 Franken.

An Propaganda-Schriften hat die Publikationsabteilung des Ackerbausekretariates des Staates São Paulo im September 15.602 Exemplare verteilt, davon 11.137 im Auslande, 2656 in den anderen Staaten Brasiliens.

Wieder die Zentralbahn. Bei der Station Derby Club erfolgte am 3. ds. wieder ein Zusammenstoß zweier Züge. Herr Frontin hatte das Vergnügen, an Ort und Stelle sich die Sache zu besehen. Er ordnete eine Untersuchung an und suspen-

dierte als Schuldigen den Maschinisten Balduino Bandeira.

Ein unannehmbares Privileg verlangt Cyro Freire. Er will auf 30 Jahre das ausschließliche Recht haben, den Rio Cachoeira zum Transport von Fracht und Passagieren auszunutzen und hat dem Ackerbausekretariat eine bezügliche Eingabe gemacht.

Die Banque Française pour le Brésil et l'Amerique du Sud erhielt die Erlaubnis, in Santos eine Filiale zu eröffnen.

Ein teilweiser Stauerstreik dauert in Rio seit einigen Tagen an. Die Streikführer sollen aus dem Personal der Comp. de Navegação sein.

Um die nächste Kaffee-Ernte abzuschätzen soll Herr Nabor Jordão, Agricultursekretär, die Kaffeezonen bereisen.

Wozu die Reiseduer gut sind. Die hiesigen Italiener wollen am 5. ds. den 1. Jahrestag des Ereignisses, als Italienersoldaten zuerst den Tripolis-Boden betraten, mit einer Galavorstellung im Colombo-Theater feiern. Der französische Reiseduer Jean Carrere wird dabei die Festrede halten. Dafür liefern am gleichen Tage die Italiener den Portugiesen zur Nationalfeier den Festredner in der Person des Ex-Padre Murri. Auch ein internationaler Austausch.

Unzulänglichkeit der staatlichen Irrenanstalt. Als vor einigen Monaten der an Verfolgungswahn leidende Antonio Garcia alias Peña auf der Praça Antonio Prado einen Polizisten erschoss, da bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung eine große Aufregung und man forderte von der Regierung schleunige Maßregel zur Vergrößerung der Irrenanstalt in Juquery oder zur Schaffung eines neuen ähnlichen Instituts, damit die Geisteskranken, die jetzt auf den einzelnen Polizeistationen untergebracht sind oder sich in Freiheit befinden, eine Stätte haben, wo sie, wenn auch nicht geheilt werden, so doch von der Gesellschaft abgeschlossen aufhören, eine Gefahr zu bilden. Die Regierung stellte auch diese Maßnahmen in Aussicht; der Herr Staatssekretär des Innern besichtigte die Irrenanstalt in Juquery und überzeugte sich von ihrer Unzulänglichkeit. Darauf wurden Verhandlungen zwecks Erwerbes eines neuen Gebäudes gepflogen, das für eine neue Irrenanstalt dienen könnte, aber bald darauf hörte man nichts mehr davon und jetzt hat man den Eindruck, daß die Regierung im Drange der anderen Geschäfte die Irrenanstalt wieder vergessen hat. Und doch ist sie notwendig, notwendiger als manch anderes Haus, das jetzt unter großem Kostenaufwand gebaut wird, denn viele Irrsinnige sind noch immer auf den Polizeistationen untergebracht, wo sie keine richtige Behandlung finden können und — was noch viel gefährlicher — viele von diesen Unglücklichen streifen frei herum; sogar hier in der Staatshauptstadt gehen Geisteskranke ungestört durch die Straßen. — Uns wurde gestern von einem Rechtsanwält folgender Fall erzählt. Eines abends erschien bei ihm ein Italiener, für den er einen kleinen Prozeß geführt und von dem er wußte, daß er nicht ganz normal war. Dieser Mann erzählte dem Advokaten ganz atemlos, daß ein Friedensrichter in Begleitung von einigen Soldaten in sein Haus gedrungen und seine Frau mit Gewalt entführt habe. Wohin der Richter sie gebracht, das wußte er nicht anzugeben. Der Advokat stellte verschäudene Fragen, die alle zusammenhängend beantwortet wurden, sodaß er trotz des ihm bereits bekannten Zustandes des Italieners keinen Grund hatte, an seinen Worten zu zweifeln. Er fuhr zur Polizei. Zuerst suchte er den Posten in dem Bezirk des betreffenden Richters auf und erkundigte sich nach der Frau,

von der aber niemand etwas wußte. Darauf sprach er auf zwei anderen Polizeiposten vor, aber mit demselben Resultat. Um nicht noch mehr herumzuführen, begab sich der Anwalt nach der Zentralpolizei, von wo aus eine energische Nachforschung nach dem Verbleib der Frau begann, aber wieder mit negativen Erfolg. Auch der Friedensrichter war nicht aufzutreiben und so arbeitete die Polizei die ganze Nacht. Am nächsten Morgen traf der Advokat den Italiener auf der Rua 15 de Novembro und erfuhr von ihm, daß seine Frau schon am Abend zurückgekehrt sei. Zu dieser Information fügte er hinzu, daß er den Friedensrichter nicht prozeßieren wolle. Erst einige Tage später erfuhr der Advokat, daß die Geschichte von Anfang bis Ende eine Ausgeburt der krankhaften Phantasie des Italieners war. — Seit diesem schon bezeichneten Vorgang hat derselbe Italiener noch weitere Beweise seines Wahnsinns gegeben und ist wiederholt mit der Polizei in Konflikt geraten, aber er befindet sich auch heute noch in Freiheit, denn die Autorität verfügt in der Irrenanstalt über keinen Raum. Eines schönen Tages wird dieser Wahnsinnige einen Mord oder Mordversuch ausführen und einige Monate später wird die Jury auf Grund des Sinnesverwirrungs-Paragraphen ihn freisprechen. — Wie dieser eine Italiener, so gibt es hier viele andere, und deshalb kann man nur wiederholen, daß es die höchste Zeit ist, für die Unterbringung der Geistesgestörten Sorge zu tragen.

Schießerei auf der Rua 15 de Novembro. Vor einigen Tagen entstand zwischen den beiden Italienern Francisco Fanelli und Salvador Sapia auf der Rua 15 de Novembro Streit, der damit endete, daß der erstere dem anderen eine Ohrfeige gab und dieser ihm eine Revolverkugel in den Bauch schoß. Sapia wurde in flagranti verhaftet und mit dem Verletzten zusammen nach der Polizei gebracht. Bei der ärztlichen Untersuchung wurde die Verwundung als leicht klassifiziert. Trotzdem wurde die Tat Sapias als Mordversuch betrachtet. Der Schuldige war schon bereit, das Flagranti-Protokoll zu unterzeichnen, als es ihm einfiel, den Rechtsanwalt Dr. Benjamin Mota herbeizurufen, dem es gelang, das Vergehen als leichte Körperverletzung hinzustellen und Sapia wurde, da nach der letzten Auffassung kein Mordversuch vorlag, gegen Kaution in Freiheit gesetzt. Fanelli fühlte sich in den ersten Stunden den Umständen entsprechend wohl, bald verschlimmerte sich jedoch sein Zustand und er suchte Aufnahme in dem italienischen Hospital, wo er operiert wurde. Nach der Operation wurde sein Zustand noch schlechter und am Freitag morgen verschied er. Es kann nun leicht die Vermutung entstehen, daß die Schuld an dem Operateur des italienischen Hospitals liege, dieses ist aber nicht der Fall, denn die Kugel hatte nicht nur die Bauchmuskeln verletzt, wie der Polizeiarzt das annahm, sondern sie hatte den Leib durchbohrt und einen Darm zerrissen. Wie der Polizeiarzt dazu kam, den Sachverhalt so total zu verkennen, ist uns unerfindlich; diese Leistung gereicht ihm aber nicht zu einer besonderen Empfehlung. Sapia hat inzwischen das Weite gesucht.

Die Schuldirektion hat an sämtliche Lehranstalten ein Zirkular erlassen, worin erklärt wird, daß Professoren im Krankheitsfall nur dann Urlaub erhalten, wenn sie die vorgeschriebene Meldung machen und von der Behörde der Urlaub erteilt ist. Zuwiderhandlungen werden mit 100 resp. 200 Milreis bestraft.

Subvention der ital. Schiffahrtsgesellschaft. Als wir den Kontrakt zwischen der Regierung und den italienischen Schiffahrtsgesellschaften besprachen, äußerten wir die Hoffnung, daß das

Rechnungstribunal, das schon manchen Aderlaß an den öffentlichen Kassen verhindert hat, diesen sonderbaren Vertrag vielleicht zurückweisen werde. Dieses ist nicht eingetroffen, denn das Tribunal hat gestern, Freitag, den Vortrag registrieren lassen. Die Millionen sind den Schiffahrtsgesellschaften also sicher.

Fleischsteuerung in Sicht. Aus Paraná kommt die Meldung, daß im Südwesten des Staates eine bisher unbekannte Viehseuche ausgebrochen sei, die täglich hunderte von Rindern hinwegraffe. Dieser Meldung wird hinzugefügt, daß diese Seuche ein weiteres Steigen der Fleischpreise verursachen werde. Da merkt man die Absicht und wird verstimmt!

Dr. Per Dusén, Botaniker des Riks-Museums in Stockholm, weilt zurzeit in São Paulo. Herr Dusén kam vor 8 Tagen mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute aus Pará, wo er für sein Heimatsmuseum ein halbes Jahr sammelte. Hier prüfte er das Herbarium des Museu Paulista nach, bestimmte eine Reihe seltener Exemplare der Flora von São Paulo im botanischen Garten hinter dem Museum, und verweilte auf der Estação Biologica in Alto da Serra, wohin er später auf längere Zeit zurückkehren wird, um dieses interessante Terrain gründlich zu durchforschen. Dr. Per Dusén ist ein weitgereister Forscher, ihn führten seine längeren Reisen zuerst nach Zentral-Afrika und Kamerun, dann nach Feuerland und Argentinien. In der Folge begleitete er als Botaniker die Expedition Lathurst's nach dem nordöstlichen Grönland zur Auffindung Andrés, des allzu kühnen Fliegers nach dem Nordpol. In der Folge studierte er die Flora von Brasiliens größtem Berg, des Itatyaya. Ueber alles dies hat er zahlreiche Veröffentlichungen in schwedischer, deutscher und englischer Sprache gemacht. Als echter Germane geht er still seine Wege ohne das zerstreuende Timtam, womit fast alle anderen Gelehrten hier die brasilianische Kulturatmosphäre erfüllen.

Bahnlinie Flores-Macapá. Der Abgeordnete Borges da Fonseca hat in der nationalen Kammer ein Projekt eingebracht, nach welchem die Regierung autorisiert wird, die Verlängerung der Zentral-Pernambuco-Bahn von Flores über Triumpho nach Macapá in einer Länge von 140 Kilometern studieren und dann durch eine Privatgesellschaft bauen zu lassen.

Wer Richter sein kann. Der Minister des Innern hat an alle Verwaltungschefs den Befehl geschickt, dem Kriminalrichter die Listen jener Beamten zu senden, die von 21 bis 60 Jahre alt sind und wenigstens ein Jahresgehalt von 3:600\$ beziehen, damit die Listen bei der Auswahl der Geschworenen benutzt werden können. Also wer nicht 300 Milreis monatlich verdient resp. erhält, ist nicht fähig und nicht würdig, als Geschworener zu antizipieren. Ja, unsere Geschworenengerichte sind überhaupt eine ganz haarige Institution.

Der Deutsch-Südamerikanischen Telegraphengesellschaft wird der Staatsschatz die 50 Apolizen im Werte von je 1000 Milreis zurückerstatten, die sie als Garantie für den Kontrakt vom 30. Juli 1908 deponiert hat.

Die Heeres-Bibliothek wurde im September von 528 Lesern besucht, 277 Militärs und 251 Zivilisten, die 606 Bände verlangten, 498 in portugiesischer, 121 in französischer, 4 in englischer, 8 in spanischer und 2 in italienischer Sprache.

Ruy und das Zivilgesetzbuch. Im Senat erklärte Feliciano Penna, daß Ruy Barbosa ganz ungerecht den Senat oder die Kommission anklage. Der Senat habe das Menschenmögliche aufgeboten, damit Ruy Barbosa die Redaktion dieses Gesetzbu-

ches übernehme. Aber weil er sich mit irgend einem überworfen hatte, lehnte der große Patriot diesen Auftrag ab. Damit ist nur eine bekannte Tatsache festgestellt und wird es bleiben, auch wenn der Ruy dagegen wieder ein tausendseitiges Pamphlet lanziert.

Zum 2. Jahrestag der Proklamation der portugiesischen Republik am 5. ds. erschienen zum Empfang beim Konsul Vertreter des Staatspräsidenten und der Minister, sowie die verschiedenen Konsuln und Kolonienmitglieder. Alle Konsulate hatten die Fahne gehißt. Abends war gut besuchtes Fest im portugiesischen republikanischen Club.

Munizipalbudget pro 1913. Die Präfektur hat der Munizipalkammer den Voranschlag zum Budget des Jahres 1913 zugehen lassen. Die Präfektur veranschlagt die Einnahmen auf 6.696:867\$848 und die Ausgaben auf 6.321:161\$432. Die ordentlichen Einnahmen figurieren mit 6.129:494\$764 und die außerordentlichen mit 567:473\$084; die ordentlichen Ausgaben werden mit 6.129:494\$764 und die außerordentlichen mit 191:666\$668 berechnet. Die Einnahmen des laufenden Jahres betragen 5.693:866\$666 und demnach ergibt sich für das nächste Budgetjahr ein Mehr von 1.003:101\$182.

Unter den ordentlichen Ausgaben finden wir als Hauptposten: 1.200:000\$ für Limpeza (das sieht man dem heutigen São Paulo gar nicht an, unsere Straßen sehen aus, als gäbe es das ganze Jahr keine Reinigung), Schuldenservice 1.044:775\$, Bauten und Reparaturen 769:929\$, Rechnungen aus früheren Jahren 500:000\$, an das Beamten- und Arbeiterpersonal der Kammer 42:600\$, des Generalsekretariats 118:860\$, des Schlachthauses 193:120\$, der Märkte 40:584\$, der Veterinärstation 2:880\$, der Fiskalisation 208:260\$, der Friedhöfe 33:060\$, der Baudirektion 210:660\$, des Schatzamtes 226:680\$, der Staatsanwaltschaft 40:800\$; ferner Lohn der Präfekten 24:000, Besprengung und Bewässerung 160:000\$, Munizipaltheater 80:000\$, Conservatorio Dramatico e Musical 36:000\$, für das Vieh der Impfstation 10:000\$, Parks und Gärten 150:000\$, Expropriierungen 150:000\$, Drucksachen etc. 80:000\$, Pensionen 79:094\$, Gerichtskosten . . . 45:000\$. An außerordentlichen Kosten sind aufgeführt: 132:000\$ für Unterstützungen, 6:000\$ an den Jockey-Club, 96:666\$ an die Denkmalskommission, 10:000\$ für eine Carlos Gomes-Statue, 2:000\$ für Festlichkeiten, 15:000\$ für Unvorhergesehenes.

Unter den ordentlichen Einnahmen finden wir: Industrie- und Gewerbesteuer 2.344:524\$, Schlachthaus 687:333\$, Sanitätssteuer 528:533\$, Verkehrssteuer 420:580\$, Emolumentos 420:483\$, Lizenzsteuer . . . 332:155\$, Wagensteuer 312:779\$, Hausiersteuer 203:704\$, Publikationssteuer 106:446\$, Märkteinnahmen 323:962\$, Beerdigungsabgaben 121:542\$, Einnahmen aus Kontrakten 109:850\$, ausstehende Guthaben 125:169\$. Die außerordentlichen Einnahmen setzen sich also zusammen: 55:037\$ für Bussen, 76:347\$ für Entschädigungen und 436:086\$ für unvorhergesehene und unbestimmbare Einnahmen. In den übrigen Artikeln der Vorlage werden die einzelnen Steueransätze aufgeführt.

Pensionen. Eine Anzahl Bundesdeputierter haben gleich nach dem Ableben des Senators Dr. A. Cassiano do Nascimento den Antrag eingebracht, der Witwe eine Pension von 600\$000 monatlich und seinen unerwachsenen Kindern eine solche von 100\$000 auszusetzen. Dieser Antrag wurde der Finanzkommission zur Begutachtung überwiesen und diese hat einstimmig dafür entschieden, daß in „Anerkennung der großen Dienste, die der Senator Alexandre Cassiano do Nascimento dem Lande geleistet, seiner durch seinen Tod verarmten Familie“ die be-

antragte Pension ausgezahlt werden könne. Das Plenum wird nicht anderer Ansicht sein und so wird die Familie des Verstorbenen allmonatlich 900\$000 oder 10:800\$000 jährlich (Cassiano hat nämlich 3 minderjährige Kinder hinterlassen: Maria de Lourdes, Maria de Conceição und Manoel) erhalten. Wir sind weit entfernt davon, die großen Verdienste des Verstorbenen zu leugnen. Cassiano do Nascimento ist immer ein Element der Ordnung gewesen und seine versöhnliche Wirksamkeit hat öfters dazu beigetragen, die Parlamentsgeschäfte in den richtigen Gang zu bringen. Daß im Jahre 1903 Alfredo Varella, der in einem plötzlichen Anfall von Arbeits- und Streitlust gegen die Olygarchen eine noch nie dagewesene und auch nachher nicht mehr nachgeahmte Kampagne eröffnete, den ganzen Nationalkongreß nicht auf den Kopf stellte, war Nascimentos Verdienst. Braucht deshalb aber seine Familie eine so fette Pension zu bekommen? Dieses ist absolut nicht der Fall. Cassiano do Nascimento war seit der Erklärung der Republik immer in sehr gut bezahlten Stellungen. Er war Bundesdeputierter, Minister der Bundesregierung, wieder Deputierter und nachher etwa fünf oder sechs Jahre Senator. Außerdem besaß er Privatvermögen und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Familie sehr gut von ihren Zinsen leben kann resp. von den Dividenden, die ihnen die von ihrem verstorbenen Chef angelegten Kapitalien abwerfen. Die Pension ist also nur ein Geschenk. Dabei fällt uns ein, daß gerade vor einem Jahre der Antrag, den Hinterbliebenen David Campistas eine ähnliche Pension auszuzahlen, von derselben Finanzkommission ablehnend begutachtet wurde und doch hatte David Campista erstens unstrittig mehr Verdienste als Cassiano do Nascimento und zweitens war er arm gestorben, sodaß seine Kinder und Witwe wirklich nicht wußten, wie und wovon sie leben sollten. Hier tritt also wieder die Parteilichkeit zu Tage und die Pensionsbewilligung ist für manchen eine Mahnung, immer und überall mit der herrschenden Partei zu gehen, denn die der Partei geleisteten Dienste garantieren die Zukunft der Kinder, die Verdienste ums Land allein reichen aber, und wenn sie noch so groß sind, zu einer Pension nicht aus.

Politik in Pará. Die Lage im Staate Pará, die neulich soviel von sich zu reden machte und die durch einen zwischen den Parteiführern getroffenen Vertrag geklärt zu sein schien, beginnt sich wieder zu verwirren. Es ist schon aufgefallen, daß die Parteikonvention, die den Beschluß der Führer, Enéas Martins zum Kandidaten aufzustellen, gutheißen sollte, noch nicht zustande gekommen ist und jetzt erfährt man, daß der Akkord von der Wählerschaft nicht günstig aufgenommen worden sei und daß angesichts dieser Stimmung Lauro Sodré sich noch eventuell gezwungen sehen werde, den Friedensvertrag mit den Lemisten rückgängig zu machen. João Coelho, der Gouverneur von Pará, hat die Regierung seinem rechtmäßigen Stellvertreter, Herrn Borborema, übergeben und hat sich nach Europa eingeschifft und Lauro Sodré trifft heute, Sonnabend, bereits in Rio ein. — Die politischen Oberbunzen in Rio de Janeiro müssen jetzt wieder schnell eingreifen, sonst geht der künstlich zusammengestückelte Friede in Pará wieder aus dem Leim.

Im Freudenhaus Rua Conselheiro Nebias 23 gab es am Sonnabend einen Heidenspektakel. Der Chauffeur Benedicto Augusto do Amaral kam mit einem bösen Begleiter in das Haus, nämlich mit einem alkoholischen Affen erster Güte. Dieser Urwaldbewohner kannte sich in der zivilisierten Halbwelt nur schlecht aus, alles ging ihm wirt durch den Kopf und bald ging alles wirt in der Stube durch-

einander. Denn der Chauffeur und sein Affe warfen alles über den Haufen, Stühle, Tische, Gläser, Flaschen, Gäste, Weiber, alles rollte auf den Boden und über dem Schlachtfelde erhoben sich der Benedicto und sein Affe mit gezogenem Revolver. Schließlich bekamen sie aber Widerstand; andere kühne Höhlenbewohner zogen aus dem Gürtel die blanke Schneidewaffe und drangen auf Benedicto ein und bald erschien die hohe Obrigkeit in der Person von Dr. João Monteiro. Da stellte sich bei dem Helden Benedicto die Reaktion ein, er klappte zusammen wie ein Taschenmesser und ward so in lamentablem Zustande nach der Polizei gebracht. Am Morgen wachte er auf, allein in der düsteren Zelle, der ungetreue Urwaldbewohner hatte ihn verlassen, aber während der Nacht war ein mächtiger schwarzer Kater hineingeschlichen. Benedicto wird wohl noch lange an das Freudenhaus Conselheiro Nebias 23 denken.

Die Gummi-Ausstellung in New York wurde am 5. ds. geschlossen durch ein Bankett, das der brasilianische Gesandte in Washington, Dr. Domicio da Gama, gab. Der brasilianischen Delegation wurde für die beste Qualität von Amazonas-Gummi die große Spezial-Prämie ausgehändigt, die in einer großen silbernen Platte im Werte von 1000 Dollars besteht. Nordamerikanische Geschäftsleute sollen durch die Ausstellung ermutigt worden sein, daß sie sie bedeutende Kapitalien in der Gummigewinnung am Amazonas sich beteiligen wollen.

Der Reis-Kongreß, der in Vercelli, Italien, stattfinden soll, ist auf den 20. ds. verschoben. Als Vertreter Brasiliens wird Dr. Antonio Fialho teilnehmen.

Apachen in Rio. Am 4. ds. kamen zwei Gauner in das Wechselgeschäft Rua Senador Euzebio 28, angeblich um Geld zu wechseln. Statt Geld zogen sie Revolver und bedrohten den Kassierer und den Eigentümer, steckten 6 Contos ein und waren verschwunden, als Hilfe kam. Als der Eigentümer Anzeige bei der Polizei machte, verlangte der Delegado, daß man der Presse nichts mitteile. Ist der Herr Delegado etwa für den guten Ruf unserer Bundeshauptstadt so besorgt?

Auslieferung verweigert. Der Oberste Gerichtshof bewilligte die von Portugal verlangte Auslieferung von Fernando Dias, der drüben wegen Mord prozessiert wird, nicht.

Herr Fonseca Hermes, der Bruder des Bundespräsidenten, wird dieser Tage nach São Paulo kommen. Der Herr ist der „Friedensengel“ der Bundesregierung und deshalb wird sein Besuch in dem Sinne kommentiert, daß der Marschall-Präsident sich dem Staate nähern wolle. Worin diese Annäherung bestehen soll, das ist vorläufig freilich ein Geheimnis.

Herr Lauro Müller, der bekanntlich vor kurzem in die brasilianische literarische Akademie gewählt wurde, wird dieser Tage in diesem Institut feierlich aufgenommen werden. Die Begrüßungsrede wird Herr Affonso Celso, Sohn des Visconde de Ouro Preto, halten. Da der aufgenommene Akademiker über seinen Vorgänger eine ausführliche Rede zu halten hat und der Vorgänger des Herrn Lauro Müller derselbe Mann ist, dem er als Minister im Amte folgte, so ist man auf seine Rede sehr gespannt.

Das Rote Kreuz wird auch in São Paulo seinen Einzugszug halten. Wie wir bereits mitteilten, fand kürzlich eine Versammlung von Frauen statt, um die Gründung eines Zweigvereines zu besprechen. Der Einladung ist eine Anzahl von Frauen gefolgt, so daß die Bildung des Vereins stattfinden konnte. Als erste und zweite Präsidentin wurden gewählt Gräfin de Prates und Markgräfin Porto Martins. Zur Ausarbeitung der Statuten wurde eine Kommission

zusammengesetzt aus: Frau Elisa M. de Souza, Rosina Soares, A. J. Souza Queiroz, Horacio Sabino, M. J. de Azevedo Marques, J. C. de Macedo Soares, Carlos de Campos und Edmur de Souza Queiroz.

Mädchenhandel. Die Polizei hat wieder fünf ausländische Kaffen gefaßt und sie auf den Schub gebracht. Diese Herrschaften werden nie alle. Seit dem Anfang der Kampagne gegen diesen Auswurf hat die Polizei annähernd zweihundert Individuen deportiert, aber sobald sie eine Razzia veranstaltet, findet sie mit leichter Mühe wieder ein halbes Dutzend. Eine Generalreinigung scheint wohl nicht möglich zu sein.

Eine neue deutsche Schauspieltruppe. In Porto Alegre ist ein neuer Unternehmer in der Person des Herrn Otto Lend eingetroffen, um sich über die Aussichten einer deutschen Schauspieltruppe in Brasilien zu erkundigen. Das V. B. schreibt: „Bezüglich der Gastspielreise der Gesellschaft des Herrn Direktors Otto Lend erfahren wir, daß seine Pläne in maßgebenden Kreisen hier ein recht ernüchterndes Entgegenkommen gefunden haben. Es läßt sich dies um so mehr verstehen, als die Gesellschaft des Herrn Direktors Lend in erster Linie klassische Werke zur Aufführung bringen will, damit einem allgemeinen Wunsche der hiesigen deutschen Kolonie entgegenkommt und sodann über Kräfte und Asstattungen verfügt, mit denen sich die Aufführung klassischer Stücke auch ermöglichen läßt. Wie unser Herr Direktor Lend versichert, ist er mit seiner 32 Personen zählenden Gesellschaft, die seit 4 Jahren mit großem Erfolge in Nordamerika auftritt, durchaus in der Lage, die großen Meister der Weltliteratur und ihre Dramen in glänzender und würdiger Aufführung über die Bretter gehen zu lassen. Unter solchen Umständen wäre es jedenfalls mit Freuden zu begrüßen, wenn das geplante Gastspiel der Lend'schen deutschen Schauspielgesellschaft zu Stande käme.“

Bevölkerungsbewegung. In voriger Woche starben hier in der Stadt 154 Personen, davon 84 männliche und 70 weibliche, 59 unter 2 Jahren, 105 Brasilianer und 50 Fremde. Todesursachen waren Pocken 13 (1), Tuberkulose 10, gewaltsamer Tod 5 (1). Gleichzeitig wurden 248 Kinder geboren, 19 kamen tot zur Welt. Verheiratet wurden 69 Pärchen, gempft 1843 Individuen.

Ruy Barbosa über das Zivilgesetzbuch. Ein Vertreter der „Noite“ interviewte Dr. Ruy über diese aktuelle Frage. Natürlich spricht sich auch heute noch der große Oppositionsmann ganz abfällig über den Entwurf aus, zeigte ganze Schubladen voll Manuskript und Notizen, die er noch zu dem Gesetz verwenden wollte, nun werde er in einer Schrift seine Stellung zum Zivilgesetzbuch darlegen. Nach seiner Taktik würde Brasilien noch 30 Jahre auf ein solches Gesetz warten müssen. Wenn niemand anders dazu fähig ist als er, warum hat er sich denn nicht hingesetzt und einen Entwurf ausgearbeitet? Aber wo hat denn dieser große Schwätzer etwas Positives geleistet? Immer nur geschwätzt, immer opponiert, immer niedrigerissen, aber nie aufgebaut. So als Finanzminister, ebenso als Gesetzgeber. Was hilft alle Wissenschaft, wenn man dabei Nihilist bleibt!

Neuer Dampfer. Morgen, Freitag, wird der neue Dampfer der „Royal Mail“ „Desseado“ zum ersten Mal Santos anlaufen. Der Dampfer, der 11.500 Tonnen hat, ist mit wenig Luxus ausgestattet und hauptsächlich dazu bestimmt, solchen, die sich auf den Postdampfern die teure Fahrt nicht leisten können, eine billigere Fahrtgelegenheit zu bieten. In der Schnelligkeit steht er den anderen Dampfern seiner Größe nicht nach.

Bahnentgleisung. Am 6. ds. 8 Uhr abends entgleiste auf der Jahú-Linie bei der Station Torrinha der Zug; der Maschinist wurde getötet, der Heizer schwer verletzt. An die Unglücksstelle wurden ein Arzt und eine Abteilung Arbeiter geschickt. Es dauerte bis morgens 5 Uhr, bis der Verkehr wieder eröffnet werden konnte.

Mordtaten. Wenn zwei streiten, ist der Vermittler immer der am meisten Gefährdete. Am 6. abends kam im Vorort Estiva bei Campinas der ange-drunkene João de tal mit Jacob Pauleta in Streit. Um Schlimmeres zu verhüten, wollte der Paulista-Angestellte Alfredo Beluomini, ein Italiener von 40 Jahren, vermitteln. Da wandte sich der schwarze João gegen Beluomini und stieß ihm sein Messer in den Leib, daß der Mann gleich tot zusammensank. Der schwarze Mörder hat sich in die Waldung geflüchtet.

In Indaiatuba wollte João Tabora den Betrag von 18 Milreis von Delphin Luiz da Silva einziehen. Statt dessen erhielt er von diesem einen Revolverschuß, der ihn gleich tot niederstreckte. Die Leiche wurde auf die Fazenda von Luiz de Queiroz Telles gebracht, wo der Ermordete Arbeiter war. Die Polizei von Jundiahy wurde benachrichtigt, aber der Herr Delegado wollte den Fall nicht zur Kenntnis nehmen, weil der Mord auf dem Boden von Indaiatuba geschehen ist. So mußte man sich nach Itú wenden, damit die Polizei den Mörder verhafte. Der natürlich hat indessen durch die Wälder sich geflüchtet.

Unfälle bei der Arbeit. Am Montag nachmittag brach bei einem Neubau in der Rua Cavalheiro ein Gerüst zusammen und der Zimmermann Antonio do Nascimento stürzte aus ziemlicher Höhe herab. Außer einem Bruch des linken Armes zog er sich noch verschiedene Verletzungen zu. Er mußte nach der Santa Casa überführt werden.

Sonderbare Leute scheinen die Lokalpolitiker von Avaré zu sein. Der Rechtsrichter des genannten Kreises ist nicht ein Mann nach ihrem Herzen, und sie wollen ihn los werden. Dieser Wunsch wäre nun nichts besonders Auffälliges, denn Richter pflegen ja zu den Leuten zu gehören, mit welchen man unzufrieden ist; interessant ist aber die Art und Weise, wie die Politiker ihre Komark von der Anwesenheit ihres mißliebigen Mannes befreien wollen. Sie haben eine Versammlung abgehalten, die Sache besprochen und darauf dem Richter den Befehl zugestellt, Avaré so schnell als möglich zu verlassen. Sie waren alle wohl der Ansicht, daß ein Richter ihnen, den Wettermachern, gehorchen müsse, und sie waren nicht wenig erstaunt, als der Herr unter Nichtachtung ihres Willens sich an den Justizsekretär wandte. Dr. Sampaio Vidal entsandte sofort einen seiner Gehilfen nach Avaré, um den Fall zu untersuchen und dieser stellte fest, daß kein Grund vorlag, den Richter abzuverufen und jetzt ist der Herr Justizsekretär selbstverständlich entschlossen, den Richter, wenn es sein muß, mit Macht in Avaré zu halten. So selbstverständlich diese Handlung des Herrn Justizsekretärs ist, so verdient sie doch lobend erwähnt zu werden, denn sie bildet doch eine Ausnahme. Man hört zu sehr auf die „manda chuvas“ und tut ihnen zuviel Gefallen. Dieses ist in S. Paulo weniger, aber in anderen Staaten gar zu häufig der Fall und so fühlen sich diese Herrschaften, deren Handlungen gewöhnlich vom krassen Egoismus bestimmt sind, als die Herren der Situation und es ist sehr gut, daß man ihnen ganz energisch sagt, daß sie überhaupt nichts zu bestimmen haben. Am besten wäre es noch, wenn die Regierung, da eine solche Aufforderung, die Komark zu verlassen, strafbar ist, den Wettermachern den Prozeß machen würde.

Die Docas-Gesellschaft in Santos des-pachtierte im Monat August Waren im Werte von 17.968:578\$. Diese bezahlten an Steuern 3.475:524\$ Papier und 2.291:789\$ Gold. Der Wert der zollfreien Waren betrug 1.978:670\$.

Hafenverkehr in Santos im September. Im September sind in Santos eingelaufen:

| | Schiffe | Tonnen | Passagiere |
|---------------|------------|----------------|-------------|
| Deutsche | 9 | 27.398 | 247 |
| Oesterreicher | 7 | 22.718 | 62 |
| Brasilianer | 60 | 34.902 | 1092 |
| Franzosen | 8 | 25.674 | 86 |
| Spanier | 2 | 6.963 | 1623 |
| Holländer | 5 | 20.466 | — |
| Engländer | 28 | 102.176 | 102 |
| Italiener | 15 | 49.918 | 1748 |
| Portugiesen | — | — | 2060 |
| Verschiedene | 4 | 9.838 | 671 |
| Total | 138 | 300.053 | 7691 |

Französische Instruktionsmission. Der Kontrakt mit der französischen Instruktionsmission ist schon seit einigen Monaten abgelaufen. Warum er nicht erneuert wurde, war der profanen Welt unbekannt und so entstand die Vermutung, daß irgend jemand mit der Mission unzufrieden sei. Der eine sagte, die Unzufriedenheit herrsche unter den paulistauer Polizei-offizieren, der andere meinte wieder, daß die Bundesregierung der Erneuerung des Kontraktes nicht mehr zustimmen wolle und andere „gut informierte Leute“ wußten auch noch andere Versionen zum besten zu geben. Jetzt kommt plötzlich die Nachricht, daß der Kontrakt doch noch verlängert worden ist und damit sind alle Deutungen aus der Welt geschafft. Ob Oberst Balagny, der sich gegenwärtig in Frankreich aufhält, zurückkehrt, ist ungewiß, aber es ist doch das Wahrscheinlichste. — Die französische Mission hat durch die Instruktion der Polizeitruppen dem Staate ganz hervorragende Dienste geleistet und es ist nach unserer Ansicht nur anerkennenswert, daß der Kontrakt noch einmal verlängert wird und unsere Staats-polizei die Lehrmeister behält.

Munizipale Steuerbelastung. Die bauliche Umwälzung, die gegenwärtig in São Paulo inszeniert und von der Stadtbehörde in unwirtschaftlich unsinniger Weise gefördert wird, fällt zentnerschwer auf den Geldbeutel des steuerzahlenden Volkes zurück. Wir haben schon zu öfteren Malen darauf hingewiesen, daß die unvernünftige Massenbauerei einerseits die Wohnungsverhältnisse enorm verteuert und außerdem eine enorme Erhöhung der Baukosten, in Materialpreisen und Arbeitslöhnen, verursacht, die auf alle Zeiten die Existenzbedingungen in São Paulo belasten wird, was bei einer mäßigeren Bautätigkeit fast ganz vermieden würde. Natürlich erhöhen sich dabei auch die direkten Ausgaben der Stadtverwaltung ganz bedeutend, sieht doch das nächste Budget eine solche von 20 Prozent vor gegenüber dem laufenden Jahre. Durchgehen wir die im Budgetvorschlag enthaltenen Steuererhöhungen, so treffen wir da vielfach solche um nicht weniger als 100 Prozent und zwar vielfach auf den Verkauf und die Fabrikation von notwendigen Konsumartikeln und speziell von den kleineren Geschäften. So werden die Bäckereien von 150, 100 und 50 Milreis auf 300, 200, 100 und 50 Milreis gesteigert, die Tischler von 100 und 50 auf 200, 100 und 50 Milreis, die Schlosser von 100 resp. 50 auf 200, 100 und 50 Milreis, die Eisenbettstellenfabriken von 300, 200 und 100 Milreis auf 500, 300, 200 und 100 Milreis, Vergolder von 50 auf 100 und 50 Milreis etc. So geht die Steuerschraube immer in die Höhe und die Gelder werden in der Hauptsache für den Luxus verwendet, zum geringen Teil nur für Sanitätswerke



und im minimsten Teil für Verbesserungen, die auch den arbeitenden Klassen zugute kommen. Die Folgen einer derartigen Wirtschaft werden sich dann erst deutlich zeigen, wenn ein geschäftlicher Rückschlag eintritt und die arbeitende Bevölkerung zwingt, in Massen das teure Pflaster von São Paulo zu verlassen.

Totale Sonnenfinsternis vom 10. Oktober. Wie wir zu wiederholten Malen mitgeteilt haben, hat sich in der letzten Zeit hier in Mittelbrasilien eine wahre Astronomien-Einwanderung eingestellt, weil die am 10. ds. eintretende totale Sonnenfinsternis gerade hier in Zentralbrasilien, im Norden vom Staate São Paulo und im Süden von Minas, am allerbesten beobachtet werden kann. So sind aus Europa und aus den verschiedenen südamerikanischen Staaten Astronomendelegationen hergereist und haben an den geeignetsten Orten Aufstellung genommen.

In der astronomischen Wissenschaft hat Brasilien bereits respektable Leistungen aufzuweisen, dies dank vor allem der Vorliebe des Kaisers Pedro II. für diese Studien. So kam es auch, daß gerade die Sonnenfinsternisse in Brasilien zu wiederholten Malen durch wissenschaftliche Kommissionen genau beobachtet und nachher dargestellt worden sind. Dies geschah in erster Linie am 7. September 1856. Schon am 18. August begaben sich damals zwei Kriegsschiffe nach dem Hafen Paranaguá, mit vorzüglichsten astronomischen Instrumenten und wissenschaftlichen Kommissionen an Bord, zu denen Conselheiro Candido B. de Oliveira, General Antonio Manuel de Mello, der berühmte französische Astronom und spätere Observatoriumsdirektor Dr. E. Liais und mehrere Offiziere der Marine und des Heeres gehörten. Das Ergebnis jener Beobachtungen wurde, in hervorragender Weise in den Berichten der brasilianischen Kommissionen und in dem Buche „L'espérance céleste“ von Dr. Liais beschrieben. Auch die Sonnenfinsternis vom 30. Oktober 1860 wurde von brasilianischen Marineoffizieren, besonders dem späteren Admiral Barão de Teffé beobachtet und beschrieben, ebenso die vom 25. April 1865, zu deren Studium wieder zwei Kriegsschiffe mit wissenschaftlichen Kommissionen ausgeschiedt wurden.

Eine hervorragende Leistung auf diesem Gebiete war aber besonders Brasiliens Beteiligung an der Beobachtung des Venus-Durchganges über die Sonnenscheibe am 6. Dezember 1882. Zu diesem Zwecke sandte es drei besondere Kommissionen aus, die eine nach Pernambuco unter Leitung des Astronomen Oliveira Lacaille, eine andere nach den Antillen unter der Direktion von Barão de Teffé und die dritte nach Punta Arenas, unter Leitung von Dr. Cruls, des Direktors des nationalen Observatoriums, abgeschickt mit der Korvette „Parahyba“ unter dem Kommando von Saldanha da Gama. Die Resultate dieser Beobachtungen sind in zwei Bänden der Analen des Observatoriums von Rio de Janeiro niedergelegt.

Die Sonnenfinsternis vom 10. Oktober, die bekanntlich eintritt, weil der Mond in direkter Linie zwischen die Erde und die Sonne tritt und so für die Bewohner gewisser Erdstriche auf kurze Zeit die Sonne ganz verdeckt, für die Bewohner anderer Zonen aber nur zum Teil, wird als Totalfinsternis nur während der kurzen Zeit von 1 Minute und 56 Sekunden zu beobachten sein, während die partielle Sonnenfinsternis 2 Stunden 45 Minuten andauert.

Die Zone, in der die totale Sonnenfinsternis beobachtet werden kann, zieht sich wie ein hier 90 Kilometer breites Band vom Pacific bei Ecuador über die Staaten Amazonas, Matto Grosso, Goyaz, Minas

und São Paulo bis zum atlantischen Ozean. Die bedeutendsten paulistaner und minenser Ortschaften, in denen die Totalfinsternis zu beobachten ist, sind: Uberaba, Sacramento, Iguapava, S. Rita de Cassia, São Sebastião de Paraiso, Muzambinho, Cabo Verde, Pouso Alegre, Cristina, Itajubá, Passa Quatro, Queluz, Cruzeiro, Cachoeira, Areias, Silveiras, Lorena, Bocaina, Guaratinguetá und Cunha. In dieser Zone ist die totale Sonnenfinsternis auf einem Punkt je nach der Lage die kurze Zeit von fast 2 Minuten zu beobachten, so in Uberaba von 10 Uhr 14 Minuten morgens an. In der Stadt São Paulo wird die Sonnenfinsternis nicht ganz, aber doch beinahe ganz gesehen, nämlich 96 Prozent, so daß nur 4 Prozent vom Durchmesser nicht bedeckt sind. Um 8 Uhr 50 Minuten 9 Sekunden beginnt die Finsternis; um 10 Uhr 10 Minuten 9 Sekunden ist sie hier am größten und endet um 11 Uhr 35 Minuten 9 Sekunden.

Die Beobachtungen der totalen Sonnenfinsternis müssen also in der minimalen Zeitfrist von 1 Minute 56 Sekunden erledigt werden. Immerhin können bei der Vollkommenheit der heutigen Instrumente Beobachtungen gemacht werden, welche für die Astronomie, Geographie, Physik und Schiffahrtskunde von bedeutendem Werte sind. Vor allem dienen diese Beobachtungen auch zum Studium des Mondes, hat man doch bei früheren solchen Gelegenheiten interessante Photographien und sogar Films angefertigt, welche über die Beschaffenheit der Mondoberfläche interessanten Aufschluß geben. Die Physiker machen Beobachtungen über die Veränderungen der Wärme, der Elektrizität und der Farben etc. Es ist also keineswegs bloße Neugier, sondern wichtige Interessen der wissenschaftlichen Forschung, welche die Fachgelehrten veranlaßt, so zahlreich von weiter Ferne herzureisen, um sich die geeignetsten Posten für die Beobachtung des seltenen Vorganges vom 10. Oktober auszusuchen.

Seit der letzten totalen Sonnenfinsternis, vom 28. September 1894, sind es 18 Jahre her. In der Morgenstunde von 8 bis 12 Uhr wird sich diesmal wieder der ganze Vorgang abwickeln, in dem das kleine Licht dem großen Licht die Aussicht auf uns irdische Menschenkinder versperrt. Dann muß der alte Nachtwandler wieder weichen und darf auf Jahre hin nicht wieder einen derartigen Abstecher zur Tageszeit unternehmen. Wohl auch dieses Mal wird manches alte Mütterlein von Gottesstrafe und gar Weltuntergang träumen. Aber die großen Bummel im Weltraum finden ihren Heimweg immer wieder. Denn das Uhrenwerk des größten Werkmeisters hat noch nie versagt.

Ein enfant terrible wohnt in der Rua Senador Queiroz, ein Capanga kann er noch werden. Er ist erst 8 Jahre alt und heißt Antonio Degani. Bis in die Nacht streicht er herum und hat sich schon eine Liebe angeschafft. Zum richtigen Räuberhauptmann gehört das alles. Aber er hat auch schon seine zarten Salten. Eines Abends küßte er auf der Straße ganz offen ein Mädchen ab, das ihm gefiel. Die Knaben der Umgebung wollten aber das nicht ungestraft durchgehen lassen und der Degani sollte durchgehauen werden. Aber der hatte sich vorgesehen und eine blanke Waffe eingesteckt. Als sich seine Feinde näherten, zog er den langen Dolch. Da alle wußten, daß Degani zu allem fähig sei, hielten sie sich ferne, holten aber den Polizisten von der Ecke herbei. Aber auch dem widersetzte sich Degani und verwundete ihn an der Hand so stark, daß er auf der Assistencia verbunden werden mußte. Degani mußte den Dolch abliefern.

Einwanderung. Dieses Jahr sind bis jetzt 76.663 Einwanderer angekommen; 806 weitere sind in Santos angemeldet.

Witterung. Am 6. ds. war die Temperatur an vielen Orten des Staates wieder ziemlich tief gefallen, so in São Carlos do Pinhal auf 5,8 Grad (bei 20,8 Maximum), in Tatuhy auf 6,4 (20,4), São Paulo 6,0 (16,6), Rio Claro 6,5 (23,7), Brotas 7,0 (23,2), Bragança 7,0 (19,0), Faxina 7,0 (17,5), Franca 8,0 (22,0), Campinas 7,3 (20,0), Taubaté 11,0 (21,2), Santos 13,0 (19,8).

Eine fette Beute ist gestern in Santos der Langfingerzunft durch Zufall entgangen. Abends 5 Uhr hatte der Angestellte Manuel Justino Pontes, welcher bei der Filiale der „London e River Plate Bank“ den Wachtdienst hat, das Geschäft verlassen, um zum Abendessen zu gehen und hatte indessen nur die hölzerne Tür geschlossen. Als er um 8 Uhr nochmals vorbei kam, sah er zu seinem Erstaunen die Türe offen. Er suchte das ganze Lokal ab, fand niemanden; in einer Ecke sah er wohl ein Tuch liegen, in dem etwas eingewickelt war, achtete aber merkwürdiger Weise nicht darauf. Dann verschloß er das Geschäft richtig, mit dem eisernen Verschluszeug. Erst am Morgen entdeckte man, daß in jenem Tuche sich Einbrecherwerkzeug befand, daß also Einbrecher die Holztür geöffnet hatten und an die Arbeit gehen wollten, von Pontes aber gestört wurden und flohen. Die eiserne Schließung konnten sie nachher nicht öffnen, sonst wären ihnen wohl die im Geldschrank liegenden 5000 Contos in die Hände geraten. Der ganze Vorgang aber, wie ihn die hiesigen Blätter heute melden, hat verschiedene dunkle Punkte und ist das Vorgehen des Angestellten Pontes, was die Holztüre und was das Tuch mit den Einbrecherwerkzeugen anbetrifft, rätselhaft.

Vom Auto überfahren. Am Montag nachmittags um drei Uhr wurde auf dem Largo de Arouche der fünfjährige Roberto Levy, Sohn des Herrn Alberto Levy, von dem Automobil Nr. 52 überfahren und schwer verletzt. Der Kleine trug außer anderen Verletzungen auch einen Bruch des Nasenbeines davon. Sein Vater, der der Szene beiwohnte, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn zur nächsten Apotheke, während die Assistencia avisiert wurde. Der Chauffeur des Automobils, Leão Colar, wurde in flagranti verhaftet und ihm sein Fahrschein abgenommen. Wer an dem Unglück die Schuld trägt, ist noch nicht aufgeklärt worden.

Munizipien.

Santos. Nach einem 20jährigen Aufenthalt in der Schweiz ist Dr. Luiz de Campos Moura nach Santos zurückgekehrt. Er hat sich in der Schweiz zum Arzt ausgebildet und dort in mehreren Spitätern angesehene Posten bekleidet.

Santos. Am 30. streikten die bei der Löschung des deutschen Dampfers „San Nicolas“ beschäftigten Stauer, weil ein Arbeiter Adolpho Crutes verhaftet wurde. Darauf hat das Personal des Dampfers selber die Löscharbeit besorgt.

— Ueber Santos wurde mit dem Dampfer „Tomaso di Savoia“ Jeronymo de Souza deportiert, weil er als Anführer im Docas-Streik denunziert wurde.

— Dem Einwanderungsinspektor Herrn Dr. Loeffgren hat der Kommandant des Kreuzers „Bremen“ von Montevideo aus ein Dankschreiben zuhanden des des Ackerbausekretärs geschickt, worin er sich bestens für das schöne S. Paulo-Album bedankt, das ihm eine immerwährende Erinnerung an das schöne Brasilien sein werde.

— Am 30. wurde in der Munizipalpräfektur der Kontrakt für den Bau der Bahn Santos—S. Sebastião unterzeichnet.

— Die beiden englischen Matrosen Macklusky und Carter müssen sich an Bord des Dampfers „Raphael“

ganz regelmentswidrig besoffen haben. Denn sogar auf Ansuchen des englischen Konsuls wurden sie von Bord nach dem Polizeigefängnis abgeführt.

Campinas. Im Monat September wurden in Campinas 23 Pläne für neue Häuser genehmigt.

— Im Spital Santa Casa de Misericordia sind im September 171 Patienten eingetreten, 20 sind gestorben. 153 wurden entlassen, am 1. Oktober war der Bestand 141. Im vorigen Monat wurden 28 Operationen gemacht, und 3361 Heilmittel verabfolgt.

Im Friedhof do Fundão wurden im September 1211 Leichen beerdigt, darunter 52 minderjährige.

— Auf der Mogyanastation stehen 430 Waggons voll Kaffee, die auf Umladung nach Santos warten.

Campinas. Im September wurde das Nachtsyl von 621 Personen aufgesucht.

— Der Gerichtsarzt hat die Leiche eines Mädchens untersucht, die ohne ärztlichen Beistand verstarb.

Taubaté. Mittelst Habeas Corpus ist Joaquim Alves Pinto wieder freigekommen von der Haft, in die er kam, weil er aus Scherz nachgezeichnete und gemalte Geldnoten ausgegeben hatte. Das war ein gefährliches Spiel.

In Itatiba wurde am 6. ds. ein Stiergefecht-zirkus bei großem Menschengelauf eröffnet.

In Areiras hatten die weltlichen und kirchlichen Behörden die Vereinbarung getroffen, daß alle Brautpaare veranlaßt werden, ihre Ehen auch zivil zu legitimieren, damit ihren Nachkommen nicht die großen gesetzlichen Nachteile von nur unehelichen Kindern zukommen. In neuerer Zeit aber ist es wiederholt vorgekommen, daß dieses Abkommen mißachtet und Ehen nur kirchlich getraut wurden. Natürlich haben die einfältigen Eheleute keine Ahnung davon, in welcher schlimmen Lage dadurch einmal ihre Kinder geraten können, oder auch der überlebende Ehegatte selber.

Itabysira. Im September wurden 83 Geburten, 28 Sterbefälle und 10 Trauungen eingetragen.

In Jahú ist nach längerer Unterbrechung das Wochenblatt „O Imparcial“ unter Leitung von Dr. Matheus Chaves Netto wieder erschienen.

Amparo. In der Gesamtschule „Rangel Pestana“ waren im September 461 Schüler eingetragen; der durchschnittliche Schulbesuch war 396. In der Schulgruppe Luiz Leite betrug bei 340 Eingetragenen der Schulbesuch 268. Fremde Schüler gibt es 8.

In Rio Claro starb in der Santa Casa die Negerin Alice Maria da Conceição, die sich auf der Fazenda „Pindorama“ in selbstmörderischer Absicht die Kleider angezündet hatte.

In Guaratinguetá haben die Schlachter den Preis für das Kilo Fleisch auf 700 Reis hinaufgeschraubt. Die Munizipalpräfektur trifft Vorkehrungen, um den Preis auf 600 Reis zu halten.

— Die Straßenbeleuchtung kostete im September 2:508\$.

In Bebedouro wird eine protestantische Kirche gebaut.

— Die Fazendeiros klagen über die andauernde Trockenheit; nach ihren Behauptungen erleidet dadurch die Ernte eine Einbuße von 30 bis 40 Prozent.

In Taubaté machte der Tagelöhner José Augusto Portes im Bairro Baracéo mit einem Schuß einen Selbstmordversuch, an dem er noch schwer verwundet im Spital darniederliegt.

In Torrinha wurde auf der Fazenda Conceição eine Onça erschossen von 5 Palms Länge und 2 Palms Höhe.

Bundeshauptstadt.

Kommerzielles. Dem Jahresbericht der Amsterdamer Handelskammer pro 1911 entnehmen wir: „Auf dem Gebiete des Handels war das Jahr 1911 besonders für den Kaffeehandel gewinnbringend. Trotz nicht unbeträchtlicher Anfuhrzunahme gingen die Preise für Santoskaffee, die schon 1910 stark gestiegen waren, noch weit nach oben, aber auch der Handel in Robusta- und Liberia-Kaffee zeigte bei höheren Preisen nicht unbelangreichen Fortschritt.“

Interessant ist, was der niederländische Generalkonsul in Berlin F. von Friedländer-Fuld in seinem Jahresberichte über die Lage des deutschen Kaffeemarktes im Jahre 1911 schreibt: „Der Kaffeemarkt wurde, wie in den Vorjahren durch die Folgen beherrscht. Die Macht der Valorisation wurde noch dadurch verstärkt, daß die Ernte 1910—11, obwohl diese zum Schlusse auch als befriedigend angesprochen werden konnte, auf den Markt keinen solchen Ueberschuß rohen Kaffees brachte, um dadurch auf die Valorisation einen fühlbaren Druck auszuüben und diese zu zwingen, aus ihren Vorräten größere Mengen als zur Zeit auf den offenen Markt zu bringen. Hierdurch blieb die Knappheit an verfügbarem Rohkaffee während 1911 bestehen, wovon die Spekulation Gebrauch machte, um den Preis auf den Terminmärkten mit aller Gewalt in die Höhe zu treiben.“

Die Ausfuhr von Sumatratatabak auf unseren Markt war infolge der kleineren Ernte schwächer, die von Javatabak aber aus dem entgegengesetzten Grunde erheblich größer als im Vorjahre. Doch brachten Java- und Sumatratatabak sehr viel mehr auf, sodaß, da auch Borneotabak einen höheren Ertrag abwarf, der erste Umsatz in Amsterdam sich auf ungefähr 20 Millionen Gulden mehr belief als im Jahre 1910.“

Schulenausflug nach Therezopolis. Dem Beispiele der Germania-Schule in Buenos Aires folgend, welche in den Septemberferien des vorigen Jahres einen Schulausflug nach Rio unternahm, hat die deutsche Schule in Rio in der letzten Woche unter Führung des stellvertretenden Direktors, Herrn Pastor Hoepffner, zum ersten Male einen längeren Ausflug unternommen, und zwar nach Therezopolis. An demselben beteiligten sich außer dem Direktor 4 Lehrer und 15 Schüler. Die Fahrt wurde am Montag den 23. September mit dem Dampfer angetreten, in Piedade wurde die Eisenbahn bestiegen, und abends 7 Uhr war man, etwas durchgefroren aber guten Mutes, in Therezopolis angelangt. Am Bahnhof wurde die Gesellschaft von dem umsichtigen und humorvollen Senhor Angelo, Leiter des Hotel Hygino, empfangen. Sowohl die Bahngesellschaft als auch der Hotelbesitzer hatten der Schule bedeutende Preisermäßigungen gewährt, wofür ihnen auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen sei. Unterkunft und Verpflegung in dem guten Gasthofs waren vorzüglich; der Schlaf und der Appetit der Schüler waren gut. Wie sich bald herausstellte, war auch ihre Leistungsfähigkeit im Gehen durchaus befriedigend. Während der ersten 3 Tage wurden über 80 Kilometer, davon 20 zu Pferde, zurückgelegt; am Freitag wurde von 4 Lehrern und 10 Schülern die 33 Kilometer weite Strecke von Therezopolis nach der Station Itaipava zu Fuß zurückgelegt, während der andere Teil der Reisegesellschaft direkt nach Rio hinunterfuhr. In Itaipava wurde der Zug nach Petropolis bestiegen, von wo die Ausflügler wenn auch sehr ermüdet, am Freitag Abend wohlbehalten in Rio anlangten. Von Therezopolis aus wurden größere Touren nach den Wasserfällen Fischer und Imbuhy (diese zu Pferde), ferner nach der Ermitage und nach Alto da Serra gemacht und die nächste Umgebung in

kleineren Spaziergängen erforscht. Die fröhliche Stimmung der Lehrer und Schüler wurde durch Schießübungen, durch Gesang und durch die Veranstaltung von Spielen abends im Hotel noch gehoben. Das Wetter hielt sich ausgezeichnet. Nachts ging der Thermometer allerdings bis 3 Grad Celsius hinunter. Die Leitung hatte mit dem Ausfluge, dem ersten längeren, welchen die deutsche Schule in Rio unternommen hat, einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Das schöne frische Therezopolis und die frohen Spaziergänge, namentlich aber der Spazierritt, werden den Lehrern und Schülern noch lange eine angenehme Erinnerung bleiben. Für die nächsten Herbstferien ist eine Tour nach S. Paulo über Santos, sowie die Besichtigung einer Kaffeefazenda in Aussicht genommen. Erwähnt sei noch, daß die Germania-Schule in Buenos Aires zur Zeit einen großen Schulausflug durch die Südstaaten Brasiliens unternimmt.

G.

Katholisches aus Rio. Unter diesem Titel wird dem „D. V.“ aus der Bundeshauptstadt geschrieben: Ich mache meine Augen hier gut auf, um Land und Leute kennen zu lernen, aber auf einen Punkt hatte ich mein Augenmerk ganz besonders gerichtet, auf das katholische Leben. Es ist ganz sicher: Der Katholizismus hat hier größeren moralischen Einfluß im öffentlichen Leben, als man in der Ferne glaubt. Gewiß, praktische Religionsbetätigung in Beobachtung der österlichen Pflichten läßt unter der Männerwelt noch viel zu wünschen übrig; aber es gibt eine ganze Anzahl hochgeachtete katholische Männer, die fest für ihren Glauben eintreten und deren Wort großen Einfluß bis in die leitenden Kreise ausübt; die Namen sind bekannt: Carlos de Laet, der bei Freund und Feind geachtete und gefürchtete Journalist, Affonso Celso, Monarchist und Literat ersten Ranges, der viel angefeindete Polizeichef Tavora, der junge, schneidige Pio Ottoni, der angesehenen Rechtsgelehrte Brasilio Machado und viele andere treten mannhaft ein für ihre religiöse Ueberzeugung.

Ein ganz bedeutender Faktor ist der Feminismus; ich könnte hier eine ganze Anzahl von hochangesehenen Frauen von Senatoren und hochgestellten Männern aufzählen, die großen Einfluß durch ihre tiefe, praktische religiöse Ueberzeugung ausüben und in den Tagen der Gefahr und offenen Glaubensbekenntnisses mannhaft eintreten. Kürzlich hat ein hoher geistlicher Angestellter der Nuntiatur das wahre Wort gesprochen: Der Feminismus hier in Brasilien ist im religiösen Leben ein ganz gewaltiger Faktor. Merkwürdig ist hier, daß sich der Priester in allen Straßen ungeniert bewegen kann, auch in der belebten Avenida, ohne je belästigt zu werden; die Priester beten Brevier, lesen Zeitung in den Bonds, gehen bei Nacht durch die Straßen, kein Mensch sagt je ein beleidigendes Wort; kommt eine von den Vinzentinerschwestern in den Bond, dann machen ihr alle ehrfurchtsvoll Platz.

Ich will aus meinen Beobachtungen des katholischen Lebens 2 Szenen herausgreifen: Die Konferenz im „Circulo Catholico“ über das Ehescheidungsgesetz und die erste Gottesdienstfeier in der provisorischen Kapelle der deutschen katholischen Schule.

Der „Circulo Catholico“ benützt jede Gelegenheit, bei brennenden katholischen Tagesfragen seine Mitglieder aufzuklären durch Konferenzen der angesehensten katholischen Autoritäten. So läßt er jetzt 8 Wochen lang Vorträge über das Ehescheidungsgesetz halten, jeden Donnerstag abend hält ein bewährter Redner eine Konferenz, so wird das Thema nach allen Seiten hin gründlich behandelt. Es werden sprechen Laet, Affonso Celso, Brasilio Machado, P. Julio Maria und andere. Ich hatte das große Ver-

gnügen, der ersten Konferenz, gehalten von Affonso Celso, beizuwohnen.

Der „Circulo Catholico“ hat ein sehr passendes, allerdings etwas kleines Lokal: es liegt sehr günstig in der ersten Nebenstraße nach der Hauptverkehrsader Rios, der großen Avenida; das Treppenhaus des „Circulo Catholico“ ist imponierend, weniger der Konferenzsaal, der vielleicht 250 Sitzplätze hat.

Die Konferenz sollte um 8 Uhr abends beginnen; um 7½ war schon alles überfüllt; Punkt 8 Uhr trat Seine Eminenz der Kardinal ein in Begleitung von 3 Bischöfen, die am Ehrentisch Platz nahmen. Carlos de Laet präsierte; er stellte einen recht gelehrten Mathematikprofessor vor, man sieht ihm den scharfen, sarkastischen Journalisten nicht an; sobald er sich aber erhob und einige Begrüßungsworte sprach, merkte man aus jeder Silbe den Mann aus Stahl und Eisen, den furchtlosen Vertreter katholischer Gesinnung.

Conde de Affonso Celso bekam das Wort; er ist eine sehr gemütvoll, sympathische Erscheinung, die Figur eines jovialen, heiteren Rheinländers. Affonso Celso spricht sehr klar in klassischer, feiner Sprache ohne die Floskeln der modernen Phrasendrescher. In einstündiger, meisterhafter Rede behandelte er die Ehescheidung vom juristischen Standpunkt aus; da war alles so populär und überzeugend dargestellt, beleuchtet mit einer Unmasse von Zitaten, daß man staunen mußte über die Vielseitigkeit des Gedächtnisses und die Belesenheit; man hätte, ohne zu ermüden, noch eine Stunde zuhören können. Am

Schluß krönte brausender Beifall den Redner. Ich ging hochbefriedigt von dannen; solche Reden müssen gedruckt und unter das Volk geworfen werden; da wird es vielen wie Schuppen von den Augen fallen.

Der Sonntag, 1. September, war für die hiesige deutsche katholische Gemeinde ein Freudentag. Die erste heilige Messe wurde in einem Saale der katholischen deutschen Schule gelesen; hier in Rio sind sicher mehr als 200 katholische Familien, die sich nicht kennen und nicht näher treten, weil nicht Deutsch gepredigt wird. Fräulein Alice Cafier richtete einen geräumigen Saal zur provisorischen Kapelle ein, Herr J. Pabst, die Seele der ganzen katholischen Bewegung rührte die Werbetrommel und siehe, die Kapelle füllte sich. Zur großen Freude aller waren 30 Mann vom Kriegsschiff „Bremen“ zur Messe erschienen. P. Carl Schäffler predigte und sprach in zu Herzen gehenden Worten über den wichtigen Tag der Gründung der deutschen katholischen Gemeinde; 2 stramme Matrosen ministrierten ihm. Nachdem wurde die Mannschaft ordentlich mit Bier und Schinkenbroten bewirtet; Reden wechselten ab mit patriotischen Liedern.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira ant. Rua dos Invalidos Nr. 119): Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7½ Uhr.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

8747

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate
von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Kaiser Wilhelm II. in der Schweiz.

Wie man auch die Sache besehen und wenden mag, eine große politische Bedeutung ist dem Besuche des Deutschen Kaisers in der Schweiz nicht abzustreiten. Dies um so mehr, weil dieser Besuch nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern als eine wichtige Stufe in der gesamten bisherigen Politik Wilhelms II. gegenüber der Schweiz betrachtet werden muß.

Wenn wir ein Vierteljahrhundert zurückschauen, so können wir eine ganz gewaltige Veränderung in den deutsch-schweizerischen Beziehungen konstatieren. Durch geschichtliche, politische und wirtschaftliche Umstände und Vorgänge war die Schweiz seit mehr als einem Jahrhundert der Engverbündete Frankreichs. Natürlich hat schon das große Ereignis von 1870/71 mit seiner Folgezeit in diese Verhältnisse eine Veränderung gebracht, das politische und wirtschaftlichen Emporblühen des geeinigten Deutschlands konnte nicht verfehlen, auch die Schweiz als Nachbarland in nähere Beziehung zu bringen, sowohl auf kulturellem wie ökonomischem Gebiete. Dazu kam dann der wichtige Umstand, daß Frankreich es nicht verstand, die alte Innigkeit der Beziehungen zu erhalten, sondern sie in einem für die Schweiz sehr empfindlichen Zollkriege schwächte und jene Hinneigung der Schweiz zu Deutschland derart förderte, daß dieser Fehler nie wieder gutgemacht werden konnte. So ist es zu einem grossen Teil durch die unkluge französische Handelspolitik in wenigen Jahrzehnten gekommen, daß für den Außenhandel und das wirtschaftliche Leben der Schweiz Deutschland der wichtigste*) Faktor geworden ist.

Diese Entwicklung der Dinge ist dann seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. noch durch einen neuen Faktor sehr gefördert worden. Natürlich wäre die Erklärung der Republik in Frankreich an sich ein Grund mehr gewesen, es mit der Schweiz politisch enger zu verbinden. Andererseits war die Politik des neuen Deutschen Reiches unter Bismarck durchaus nicht dazu angetan, in politischer Beziehung die Schweiz anzuheimeln, im Gegenteil kam es bei der Verfolgung der Sozialisten und dem Spitzeltum recht oft zu Verstimmungen und zur Wohlgemutszeit sogar zu einer kritischen Situation. Als nun Wilhelm II. mit dieser Taktik des eisernen Kanzlers, mit den Ausnahmegesetzen und schließlich mit diesem selber aufräumte, ward damit den Schweizern die neue Aera auch politisch wesentlich sympathischer. Dazu kamen noch die fortschrittliche Initiative Wilhelms II. auf sozialpolitischem Gebiete und die Berufung mancher Schweizer Gelehrter an preußische Lehranstalten und schließlich die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen der jetzige Deutsche Kaiser und seine Familie ihren Sympathien für die Schweiz offenen Ausdruck gaben, so ihre Besuche in der Schweiz und die besonderen Auszeichnungen, die schweizer Vertretern vonseiten des Kaisers, so vor allen dem langjährigen Gesandten Dr. Rot in Berlin zuteil wurden. Erst nach dieser Reihe von Ereignissen, die aber unter sich eine zusammenhängende Kette bilden, konnte ein Kaiserbesuch von beiden Seiten, vom Kaiser wie von der Schweiz, als

ein gegenseitig sich ehrendes freudiges Geschehnis und als ein Zeichen offener Freundschaft aufgefaßt werden, ohne daß dabei politische Verdachtsmotive aufkommen und diese Freude stören konnten.

Das Ereignis ist vorbei und hat beim Gast wie beim Gastgeber die besten Erinnerungen hinterlassen und neue Bande gegenseitiger Achtung und Ehrung geknüpft. Die maßgebenden Berichte aus der Schweiz und Deutschland stimmen alle hierin überein. Es hat sich das Verhältnis so gekräftigt, daß keine Bemerkungen hämischer Neider es zu stören vermöchten.

Wir geben im folgenden einen kurzgefaßten Bericht über den Besuch mit den bedeutungsvollen Reden, welche bei diesem Anlasse die Häupter beider Staaten gehalten haben.

* * *

Am 2. September, nachts halb 11 Uhr, reiste der Kaiser vom Potsdamer Bahnhof nach der Schweiz ab. Zur Abfahrt hatten sich u. a. Legationsrat Dr. Deucher, der Geschäftsträger der schweizer Gesandtschaft, und der schweizer Gesandtschaftsattaché Dr. Jäger eingefunden. Legationsrat Deucher vertrat den schweizer Gesandten de Claparède, der sich in Bern auf Urlaub befindet und während des Aufenthaltes des Kaisers in der Schweiz in dessen Umgebung war. Die Ankunft in Basel erfolgte am 3. September nachmittags gegen 4 Uhr. Auf dem einfach dekorierten Perron des Zentralbahnhofes fand ein kurzer Empfang statt durch den Vizopräsidenten der Basler Regierung, Dr. Ammer, die Regierungsräte Dr. Speiser und Dr. Burkhardt-Schatzmann, den deutschen Gesandten in Bern, die dem Kaiser attachierten schweizer Offiziere, Generalstabschef Oberst v. Sprecher und die Obersten Audeoud und Wieland. Der Kaiser, in der Uniform der Gardeschützen, betrat mit seinem glänzenden Gefolge hoher Offiziere den Perron und unterhielt sich mit den Baseler Herren sehr liebenswürdig über die Stadt Basel, deren wirtschaftliches Leben, Handel und Industrie und besonders über die Rheinschiffahrt. Der Stadt Basel wünschte er gute Entwicklung, den Bundesbahnen, deren Generaldirektor Zingg ebenfalls bei der Begrüßung anwesend war, gute Einnahmen, und dann setzte er die Weiterfahrt nach Zürich fort. Bei seiner Einfahrt in den Züricher Bahnhof spielte die Stadtmusik die deutsche Nationalhymne. Es hatten sich zur Begrüßung eingefunden der schweizer Bundespräsident Forrer, die Bundesräte Hoffmann und Motta, Regierungspräsident Nägeli, Stadtpräsident Billeter, der schweizerische Gesandte in Berlin de Claparède und zahlreiche andere Herren. Der Kaiser schritt die Front des Schützenbataillons 6 ab und bestieg dann mit dem Bundespräsidenten den Wagen. Ueberall, wo der Kaiser vorbeikam, wurde er von der riesigen Volksmenge begeistert begrüßt. In der Villa Rietberg nahm der Kaiser mit seinem Gefolge Wohnung. Am Abend fand im Hotel Baur au lac ein Festmahl statt, wobei der Kaiser sein Entzücken aussprach über den herzlichen Empfang, über sein schönes Absteigequartier in der Villa Rietberg und die prächtige Aussicht. Nach dem Essen trugen die Gesangvereine Männerchor und Harmonie Zürich im Hofe des Hotels mehrere schweizer Lieder vor. Nach jedem Stück gab der Kaiser seinen Beifall zu erkennen; auch ließ er sich die beiden Dirigenten Andreae und Faßbänder vorstellen, sowie die Präsidenten der Vereine. Dann begab sich der Kaiser in sein Quartier zurück. Am folgenden Morgen, den 4. September, fuhr Kaiser Wilhelm mit der Bahn nach Wil und von dort per Auto ins Manövergelände. Er machte eine Rundfahrt über Dietswil, Fischingen, Gähwil, stieg mehr-

*) In 1911 figurieren in der schweizer Handelsstatistik Deutschland im Import mit 581 Millionen Franken und im Export mit 275 Millionen, Frankreich mit 340 resp. 133 Millionen, Italien mit 181 resp. 85, Oesterreich-Ungarn mit 114 resp. 85, Großbritannien mit 100 resp. 212, die Vereinigten Staaten mit 75 resp. 142 Millionen Franken.

mals aus und ging auch in die Schützengräben, wo er die Gewehre der Soldaten in die Hand nahm und die Leute ansprach. Mit Oberst Wille und Bundespräsident Forrer unterhielt er sich lange Zeit. In dem Karthause Ittingen des Obersten Fehr wurde ein Frühstück genommen. Dann ging die Fahrt nach Frauenfeld und nach Zürich zurück. Abends war ein großartiges Nachtfest auf dem See bei herrlicher Illumination der Stadt und imposantem Feuerwerk, wie man es in Zürich noch nie gesehen. Auch die Ortschaften am Seeufer hatten herrlich illuminiert. Den Schluß des Feuerwerks bildete ein Riesenkuckuck von 3000 Raketen. Schon am frühen Morgen des 5. September begab sich der Kaiser neuerdings ins Manövergebiet, wo er sich wiederum vielfach mit den Soldaten unterhielt, die ihn mit „Herr Kaiser“ oder gar nur mit „Herr Hauptmann“ anredeten. Das Frühstück nahm er in Wil in einem Zelt ein, auf Einladung von Oberst Wille. Zwanzig Mädchen in Landestracht wurden ihm bei dieser Gelegenheit vorgeführt. Nach dem Gefechtsabbruch stellte Bundespräsident Forrer dem Kaiser die fremden Offiziere vor. Auch die Regierungen von St. Gallen und Thurgau machten ihm ihre Aufwartung. Am Nachmittag fand der Empfang der Abordnungen der dortigen deutschen Vereine statt; dabei zeigte Kaiser Wilhelm besonderes Interesse für die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Schweiz und zog Vergleiche zwischen der Schweiz und Deutschland. Abends nahm er Liedervorträge des deutschen Männergesangsvereins entgegen. Vor seiner Abreise nach Bern am 6. September besuchte der Kaiser noch das Landesmuseum, wo er von Stadtpräsident Billeter und Direktor Lehmann empfangen wurde. Er interessierte sich besonders für die reichhaltige wertvolle Waffensammlung. Zum Schluß beauftragte Kaiser Wilhelm den Stadtpräsidenten, der Zürcher Bevölkerung seinen warmen Dank für den glänzenden Empfang auszusprechen. Auch dem Regierungspräsidenten dankte er wiederholt. Für die Armen der Stadt Zürich überwies er 5000 Franken. Unter den Ovationen der Menge verließ der Hofzug den Bahnhof.

Die Stadt Bern hatte sich zum Empfange des Kaisers in ein sehr schönes Festgewand geworfen. Viele Häuser waren ganz in Blumen getaucht; die berühmten Brunnen plätscherten unter Girlanden. Besonders großartig war der Schmuck der Bundeshäuser. Riesige Volksmengen waren in der Stadt zusammengeströmt, um den Kaiser zu sehen. Die Zünfte bildeten Spalier. Um halb 3 Uhr nachmittags des 6. Septembers erfolgte die Ankunft des Kaisers. Er wurde von den Mitgliedern des Bundesrates und der Bevölkerung aufs herzlichste begrüßt. Zunächst besichtigte er das Parlamentsgebäude, dann das Münster und den Bärengraben. Bei der Spazierfahrt durch Bern schollen ihm vieltausendstimmige Zurufe entgegen. Nachher nahm der Kaiser in der Deutschen Gesandtschaft den Tee. Daran schloß sich der Empfang der fremden Gesandten im „Bernserhof“, ferner alter deutscher Veteranen und Abordnungen reichsdeutscher Vereine. Die große Haupt- und Schlußaktion des Kaiserbesuches bildete ein glänzendes Diner im „Bernserhof“. Die Zierde der blumengeschmückten Tafel bildeten die Zunftbecher und Prunkstücke der Stadt Bern, die einen Millionenwert haben und für die sich der Kaiser sehr interessierte. Während des Diners saß der hohe Gast neben dem Bundespräsidenten, mit dem er sich ungenötigt und in lebenswürdigster Weise unterhielt.

Bundespräsident Forrer hielt folgende Begrüßungsrede:

„Eure kaiserliche Majestät heiße ich im Namen des Bundesrates in der Bundesstadt ehrerbietig und herzlich willkommen. Als uns der Herr deutsche Gesandte zu Anfang dieses Jahres Ihren Besuch ankündigte, nahmen wir diese Eröffnung mit größter Freude über die uns zuteil werdende sehr hohe Ehre entgegen und verbanden damit den Ausdruck unserer Gewißheit, daß das gesamte Schweizervolk in diesem Gefühl mit uns einig gehe. Eure Majestät werden sich, seitdem Sie letzten Dienstag in unserer Grenzstadt Basel den Schweizerboden betraten, davon überzeugt haben, daß Ihr hoher Besuch für unser Land eine eigentliche Feier bedeutet. Wir erfreuen uns ungetrübt freundschaftlicher Beziehungen zu allen unseren Nachbarstaaten. Diejenigen mit dem Deutschen Reich sind die umfangreichsten. Der gegenseitige Austausch von ideellen und materiellen Gütern zwischen Deutschland und der Schweiz ist in dem Maße bedeutend, daß wir das allergrößte Gewicht auf dessen Fortdauer und Entwicklung auf der Grundlage der Gleichberechtigung legen. Das erste Mal seit der Durchreise im Jahre 1893 weilte das kaiserliche Oberhaupt des Deutschen Reiches wiederum unter uns, und wir erblicken in diesem glücklichen Ereignis einen zuverlässigen Beweis dafür, daß auch deutscherseits der entschiedene Wille besteht, die Bande der Freundschaft mit uns immer enger zu knüpfen. Hierfür und insbesondere für die überaus freundliche Gesinnung, die Eure Majestät bei jeder sich bietenden Gelegenheit für die Schweiz an den Tag legen, sprechen wir hiermit bei dem heutigen feierlichen Anlaß unsern tiefgefühlten Dank aus. Insbesondere erfüllt es uns mit Genugtuung, daß Eure Majestät unserem Wehrwesen ein so sympathisches Interesse entgegenbringen. Wir besitzen den bestimmten Vorsatz, unsere Unabhängigkeit gegenüber jedem Angriffe auf dieses unser höchstes Gut zu schützen und unsere Neutralität gegenüber jedem, der sie nicht respektiert, zu wahren. Ein notwendiges und zweckdienliches Mittel hierzu bildet eine tüchtige und schlagfertige Armee. Uns eine solche zu sichern, ist eine unserer vornehmsten Staatsaufgaben, für deren Erfüllung wir alle unsere Kräfte einsetzen. Unsere Geschichte, unsere Staatsform und unsere gesellschaftlichen Organisationen weisen uns darauf hin, daß wir uns hierfür des Milizsystems bedienen. Wir sind uns der Licht- und Schattenseiten desselben bewußt. Wir erkennen dankbar jede, auch die herbe Kritik an, die von kompetenter Seite an unserem Wehrwesen geübt wird, und sind bestrebt, bestehende Mängel zu heben. Das Schweizervolk weiß die Tatsache in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, daß der oberste Kriegsherr des Deutschen Reiches unsere Manöver mit seiner Anwesenheit beehrt und mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt hat. Wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, daß der mehrtägige Aufenthalt Eurer Majestät in unserem Lande, wie uns zur Freude und Ehre, so auch Ihnen zur Erholung von der gewohnten strengen Erfüllung Ihrer Herrscherpflichten gereiche. Damit verbinden wir die Bitte, unserer Republik Ihre Freundschaft und Ihrem gegenwärtigen Verweilen in der Schweiz eine angenehme Erinnerung zu bewahren. Mit dem innigen Wunsche, es möge das Nachbarreich unter dem Zepter seines Kaisers, unseres erhabenen Gastes, auch fürderhin blühen und gedeihen, trinke ich auf das Wohl Eurer Majestät, der kaiserlichen Familie, der deutschen Regierung und des deutschen Volkes.“

Als der Redner den Wunsch aussprach, die Beziehungen möchten sich immer freundschaftlicher gestalten, nickte der Kaiser lebhaft.

Sehr langsam, ausdrucksvoll und mit nachdrücklicher Betonung besonders der Stelle von der Un-

abhängigkeit der Schweiz sprach Kaiser Wilhelm folgendes: „Herr Bundespräsident! Ich danke Ihnen bestens für die freundlichen Worte, die Sie namens des schweizerischen Bundesrates an mich gerichtet haben. Schon seit einiger Zeit hatte ich den Wunsch, schweizerische Truppen manövrieren zu sehen, über deren Leistungen ich seit langem viel Gutes hörte. Ich bin daher gern, Ihrer Einladung entsprechend, bei den diesjährigen Manövern des schweizerischen Heeres erschienen. Seit uralter Zeit sind die Bewöhrer der Schweizer Gebirge tüchtige und kernige Kämpfer gewesen. Als am Ausgang des Mittelalters der Glanz des Rittertums erblaste, da sind es die tapferen Eidgenossen gewesen, welche vorbildlich wurden für die Schöpfung, die Ausrüstung und Ausbildung der Landesknechte, der ersten deutschen Fußsoldaten. Denn allbekannt ist es, daß das eidgenössische Fußvolk auf zahlreichen Schlachtfeldern hohen Ruhm geerntet hat. Daß die jetzigen Eidgenossen, dieser ruhmreichen Geschichte eingedenk, als tüchtige Soldaten in den Fußstapfen ihrer Vorfahren wandeln, das zu sehen, hat meinem Soldatenherzen wohlgetan. Die beiden Manövertage haben mich erkennen lassen, daß im schweizerischen Heereswesen von allen Seiten mit außerordentlichem Eifer gearbeitet wird, daß der schweizerische Soldat große Anstrengungen aus Liebe zum Vaterlande mit Freudigkeit erträgt, und daß das Heer getragen wird von der Liebe des ganzen Schweizer Volkes. Nach dem Eindrucke dieser Manövertage, nach dem herzlichen Empfange, der mir in der Ostschweiz und auch in Bern zuteil wurde, ist es mir ein Bedürfnis, hier in der Bundesstadt meinen aufrichtigen Dank der schweizerischen Regierung auszusprechen. Wie es eine Freude für mich war, in der schönen Stadt Zürich mich aufzuhalten, so gereicht es mir zu lebhafter Befriedigung, wenigstens einige Stunden in der ehrwürdigen Stadt Bern zu weilen, die im Angesicht der Bergriesen Jungfrau, Mönch und Eiger ihr stolzes Haupt erhebt. Auf das tiefste bedaure ich, daß ich es mir auf ärztlichen Rat versagen muß, den Firnen des Berner Oberlandes und den lieblichen Gestaden des Vierwaldstätter Sees den geplanten Besuch abzustatten. Ich hatte mich besonders darauf gefreut, diese Perle der Schweizer Landschaft wiederzusehen, die ich vor nahezu zwanzig Jahren in strahlender Frühjahrssonne erblickte. Herr Präsident! Meine Herren Bundesräte! Nach dem Willen der Vorsehung hat sich inmitten der vier benachbarten Großmächte die schweizerische Eidgenossenschaft als wohlgeordneter, allen friedlichen Bestrebungen zugewandter, auf seine Unabhängigkeit stolzer, neutraler Bundesstaat entwickelt. Mit einzigartiger Naturschönheit ausgestattet, auf militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, technischen und wirtschaftlichen Gebieten fleißig vorwärts strebend, hat der inmitten Europas gelegene schweizerische Staat allgemeine Achtung und Anerkennung sich erworben. Ein großer Teil der Schweiz hält am deutschen Geistes- und Gemütsleben fest, und der Austausch ideeller und materieller Güter zwischen der Schweiz und Deutschland ist in der Tat ebenso umfangreich wie natürlich. Sie verehren wie wir — um nur an eines zu erinnern — in Schiller einen Ihrer Nationaldichter, der Ihrem Volk wie kaum ein anderer aus der Seele gesprochen hat; andererseits sind die Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, Gemeingut auch unseres Volkes geworden. Es ist daher begreiflich, daß die Schweiz und das Deutsche Reich bei aller Eigenart ihrer staatlichen Einrichtungen und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht nur durch Austausch ihrer Produkte, sondern auch

durch ihr geistiges Leben und Schaffen miteinander eng verknüpft in herzlicher, vertrauensvoller Freundschaft nebeneinander leben wollen. Seit bald fünfundzwanzig Jahren bin ich stets ein guter Freund der Schweiz gewesen, und so soll es, was an mir liegt, auch bleiben. Ihnen allen danke ich für den herzlichen Empfang, den Sie mir bereiteten, für die freundliche Gesinnung und das Vertrauen, das Sie mir seit Jahren entgegenbringen. Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Präsident, auf das Wohl des schweizerischen Bundesrates, auf das Wohl des schönen Schweizerlandes und des trefflichen Schweizervolkes.“

Keine der Ansprachen schloß mit einem Hoch oder Hurra. Man trank sich gegenseitig nur zu. Nach Schluß der Reden spielte die vor dem Hotel postierte Musik das „Heil dir im Siegerkranz“, das bekanntlich die gleiche Melodie hat, wie die Schweizerhymne. Nach Schluß der Tafel unterhielt sich der Kaiser noch mit zahlreichen Persönlichkeiten. Dann fuhr er durch die von einer großen Volksmenge besetzten Straßen zur Bahn und verabschiedete sich mit wiederholtem Dank von Bundespräsident Forrer, den anderen Bundesräten, den Mitgliedern der Berner Behörden usw. Unter Kanonendonner und Musik setzte sich der Zug um 9 Uhr 30 in Bewegung. Vom Coupéfenster aus konnte der Kaiser noch den beleuchteten Münsterturm sehen. Nach einem offiziellen Telegramm aus Bern hat der Kaiser während seines Schweizer Aufenthalts von Anfang bis zu Ende die freundlichsten und angenehmsten Eindrücke empfangen und wiederholt seine Zufriedenheit ausgesprochen, daß er wenigstens das abgekürzte Programm hat durchführen können. Die Manöver haben sein tiefgehendes Interesse erweckt, und die festlichen Veranstaltungen des Bundesrates, die Ausschmückung der Städte, vor allem auch die musterhafte Haltung der Bevölkerung und die warme Herzlichkeit, mit der er überall begrüßt wurde, haben den Kaiser sehr erfreut und werden ihm enie bleibende Erinnerung sein. Für die Armen der Stadt Bern spendete er Fr. 5000. Die Nacht vom 6. zum 7. September verbrachte der Kaiser in seinem Sonderzug auf dem abgesperrten Bahnhof Schaffhausen, der vom Schaffhauser Bataillon 98 bewacht wurde. Als am Samstag den 7. September morgens der Hofzug Schaffhausen verließ, sandte die Artillerie dem Kaiser als Abschiedsgruß der Schweiz von einer Anhöhe herunter 22 Kanonenschüsse nach.

Beim Verlassen des schweiz. Bodens richtete Kaiser Wilhelm noch folgendes Telegramm an den Bundespräsidenten: „Herrn Bundespräsident Forrer, Bern. Im Begriffe, das schöne Schweizerland zu verlassen, ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen, Herr Bundespräsident, noch von der Grenze aus meinen herzlichsten Dank zu senden für die warme Aufnahme, die mir in so reichem Maße seitens der Behörden des Landes und durch die Bevölkerung überall bereitet worden ist. War es mir zu meinem großen Bedauern auch nicht möglich, das ursprüngliche Reiseprogramm in seinem vollen Umfange durchzuführen, so haben die wenigen Tage meines Aufenthaltes mir doch viel Neues und Schönes gezeigt, und mit einer Fülle anregender Eindrücke kehre ich jetzt in die Heimat zurück. Besonders dankbar gedenke ich der beiden Manövertage, an denen es mir vergönnt war, die Leistungen Ihrer braven Truppen unter der Leitung tüchtiger und schneidiger Offiziere zu beobachten und zu bewundern und mit der Landbevölkerung in Berührung zu treten. Ich verlasse den Boden dieses gastfreien Landes mit aufrichtigen Wünschen für dessen ferneres Gedeihen und für Ihr persönliches Wohlergehen.“

Wilhelm, I. R.“

Der Schweizer Bundesrat hat auf dieses Telegramm folgende Depesche an den Kaiser gesandt: „Eurer

kaiserlichen Majestät sprechen wir für Ihr so freundliches Telegramm tiefgefühlten Dank aus. Es gereicht uns zur besondern Genugtuung, daß die Leistungen unserer Offiziere und Truppen von seiten Eurer Majestät eine so wohlwollende Anerkennung fanden. Unser Milizheer darf auf das günstige Urteil von so hoher und kompetenter Stelle stolz sein. In uns klingt die Freude über Eurer Majestät Besuch mächtig nach. Er wird uns von dem ganzen Schweizer Volk unvergeßlich sein. Wir senden Eurer Majestät unsere aufrichtigsten und wärmsten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Im Namen des Bundesrats: der Bundespräsident Forrer; der Bundeskanzler: Schatzmann.“

Kaiser Wilhelm hat dem Bundesrat eine überaus wertvolle Standuhr zum Geschenk gemacht. Es ist ein prachtvolles Kunstwerk aus feinstem Porzellan, gefertigt von der königlich-preußischen Porzellanfabrik in Berlin. Auf einem granitnen Sockel erhebt sich eine ca. anderthalb Meter hohe Säule mit einer weiblichen Figur, die aus einer Posaune bläst. Darüber befindet sich die Uhr mit einem altertümlichen bronzenen Zifferblatt. Das ganze ist in gefälligstem Rokostil gehalten und wurde vorläufig im Audienzsaal des Bundeshauses aufgestellt. Ferner ließ der Kaiser mehreren schweizer. Persönlichkeiten zur Erinnerung ein Andenken überreichen. Der Bundespräsident Forrer und Hoffmann, der Chef des Militärdepartements, erhielten Bronzebüsten des Kaisers. Die übrigen Bundesräte sowie Dr. Bourcart, der Sekretär der politischen Abteilung und Gesandter de Claparède ein photographisches Porträt in vergoldetem Rahmen mit Unterschrift. Auch die schweiz. Offiziere des Ehrendienstes wurden mit solchen Andenken beschenkt.

Die „Norddt. Allg. Ztg.“, das offiziöse Organ der deutschen Regierung widmet dem so überaus befriedigend verlaufenen Besuche des Kaisers eine Betrachtung, in der es anschließend an die kaiserliche Dankdepesche heeißt: „Das deutsche Volk schließt sich diesem Danke freudig an.“

Aus aller Welt.

Der Kampf gegen die sogenannten „Selbstkostenverleger“, der der Deutsche Verlegerverein in Verbindung mit dem „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ und verschiedenen Presseorganen zu führen beginnt, wird auch die Gerichte beschäftigen. Der Verleger Curt Wigand hat die Vorsitzenden des Verlegervereins Dr. G. Paetel, Dr. de Gruyter, den Redakteur des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel sowie die Herren Georg Hermann und Erich Oesterhold usw. wegen Beleidigung verklagt.

Der Sportpalast für 800.000 Mark versteigert. Der Berliner Sportpalast in der Potsdamer Straße, der vor einigen Jahren von Jacques Rostin gegründet wurde, lag schon seit längerer Zeit still; das ganze Unternehmen war von vornherein überkapitalisiert. Außerdem waren die Betriebs- und Ausstattungskosten so groß, daß eine Rentabilität ausgeschlossen war. So blieb denn schließlich Rostin mit der Zahlung der Lieferantenrechnungen und Abgaben im Rückstande. Als nun Rostin noch wegen einer Erbschaftsangelegenheit verhaftet wurde, beschlossen die Gläubiger, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, deren Kapital, da es stets an Betriebsmitteln fehlte, allmählich auf 208.000 Mark erhöht wurde. Auch die Aktiengesellschaft konnte das Unternehmen nicht aufrecht erhalten. Hierzu trug vor allem die ungünstige Lage

des Sportpalastes bei, auch machte sich die Konkurrenz des etwas später gegründeten Admiralspalastes sehr fühlbar. Die Aktiengesellschaft trat dann das Unternehmen an die Sportpalast- und Wintervelodrom-G. m. b. H. ab; auch diese Gesellschaft konnte sich nicht behaupten, so daß es schließlich zum Antrag auf Konkurseröffnung kam, dem aber mangels Masse nicht stattgegeben werden konnte. In der darauf folgenden Zwangsversteigerung des Sportpalastes wurde nur ein Gebot von 800.000 Mark abgegeben, und zwar von der Theater- und Konzerthaus-Aktien-Gesellschaft, die in der Hauptsache zu diesem Zwecke unter Hauptbeteiligung der Immobilien-Verkehrsbank gegründet wurde. Der Zuschlag wurde erteilt. Außer der an erster Stelle stehenden Hypothek von 2.100.000 Mark der Berliner Hypothekenbank und der an zweiter Stelle eingetragenen Hypothek von etwas über 1 Million Mark der Immobilienverkehrsbank sind sämtliche Hypotheken in Höhe von zwei Millionen Mark, die hauptsächlich Lieferanten- und Handwerkerforderungen darstellen, ausgefallen. Zu den Lieferanten gehören insbesondere ein ganze Anzahl von Brauereien, sowie Ausstattungsfirmen Hermann Gerson und Hugo Baruch u. Co. Unter den Leidtragenden befindet sich die Stadt Berlin, die für Grundsteuern noch 18.469 Mark erhält; ferner ist die Gesellschaft noch 3480 Mark Kanalisationsgebühren und einige tausend Mark Regulierungskosten für die Bürgersteige schuldig. Auch der ehemalige Direktor Rostin hatte eine Forderung von 35.463 Mark angemeldet, die aus einer Zession seiner Frau bestand. Frau Rostin hat diese Summe als Zinsen für die ersten Hypotheken gezahlt. Die gerichtlichen Kosten des gesamten Verfahrens betragen 21.000 Mark.

Eine französische Kolonie im Herzen Deutschlands, das Hugenottenstädtchen Friedrichsdorf am Taunus, konnte kürzlich ihr 225-jähriges Bestehen feiern. In dieser Zeit haben sich die französischen Flüchtlinge, die sich in Stärke von 20 bis 30 Familien im Jahre 1687 am Taunus ansiedelten, viele ihrer Eigenarten bewahrt, obschon von den jetzigen 1200 Einwohnern bereits mehr als 500 Deutsche sind. In vielen Familien spricht man heute noch französisch, doch zeichnet sich die Sprache durch einige Besonderheiten aus. Die Kinder lernen französisch nicht mehr gern und sprechen es nicht mehr bei ihren Spielen, wie das noch vor zwanzig Jahren der Fall war.

Hochwasser in Südungarn. Infolge tagelanger Regengüsse ist ganz Südungarn abermals von einer neuen schweren Hochwasserkatastrophe bedroht. Die Stadt Deva und drei andere Gemeinden stehen bereits ganz unter Wasser. Viele Bewohner mußten auf Dächern und Bäumen ausharren und konnten nur schwer gerettet werden. Militär ist zur Hilfeleistung abkommandiert worden. Die ganze Maisernte Südungarns ist mit Vernichtung bedroht.

Die Begnadigung der Gräfin Tarnowska. Aus Venedig wird gemeldet, daß die Begnadigung der Gräfin Tarnowska durch Vermittlung des Königs von Montenegro erlangt wurde, der mit ihr entfernt verwandt ist. Der König hatte seine Bitte mit Rücksicht auf die beiden unmündigen Kinder der Gräfin ausgesprochen.

Die Mona Lisa vernichtet? Mehr als ein Jahr ist seit dem rätselhaften Verschwinden der „Mona Lisa“ aus dem Louvre verflossen. Jetzt taucht im „Giornale d'Italia“ eine neue Lesart über diese seltsame Angelegenheit auf: das Bild Leonardos soll gar nicht gestohlen sein, heißt es dort, sondern es sei vernichtet worden. Das italienische Blatt will auch die Einzelheiten kennen: ein Photograph sei der Täter. Er hatte die Erlaubnis bekommen,

im Louvre Aufnahmen zu machen, aber sein Benehmen gab der Verwaltung Anlaß zu Klagen, und so wurde ihm die Erlaubnis wieder entzogen. Er wurde darüber so wütend, daß er Rache gelobte und eine Flasche mit Schwefelsäure auf die „Mona Lisa“ warf, die die bemalte Leinwand ebenso vernichtete, wie sie lebendiges Fleisch vernichtet hätte. Der Photograph floh aus Frankreich und die Louvreverwaltung suchte zunächst den Schaden auszubessern. Das ging jedoch nicht, und nun suchte man, um sich keine Blöße zu geben, heimlich nach einer guten Kopie. Eine Kopie fand sich auch, sie wurde aufgestellt, aber erregte den Verdacht einiger Beschauer, und so wurde sie wieder entfernt, und der Louvreverwaltung blieb nichts übrig, als das Märchen vom Raube der „Gioconda“ zu erfinden.

Wagners „Parsival“. Die Direktoren der Pariser Großen Oper erklären, sie seien genötigt, Wagners „Parsival“ im Januar 1914 aufzuführen, sonst käme ihnen ein anderes Pariser Unternehmen damit zuvor.

Die Angelegenheit des Pfarrers Traub wird in ganz Deutschland lebhaft besprochen. Die mit großer Liebe an ihrem Pfarrer hängenden Dorfmunder wollen ein Gnadengesuch an den Kaiser richten. Da die Beteiligten indessen schon vorweg mit der Ablehnung eines solchen Gesuches rechnen, so wird Herr Dr. Traub wahrscheinlich als Geistlicher nach Bremen gehen, das schon seit Kalthoffs Tod auf ihn reflektiert. Die Bremer Kirchenbehörde bindet ihre Geistlichen in keiner Weise an ein Dogma, sondern gestattet ihnen volle Lehrfreiheit.

Der französische Parsifal. Auch in den Ländern französischer Sprache beschäftigen sich die Theaterdirektoren mit dem Plane, den „Parsifal“ aufzuführen, sobald das Musikwerk freies Kunstgut geworden sein wird. Wie Brüsseler Blätter melden, soll der französische „Parsifal“ zum ersten Male in Brüssel am Monnaietheater gespielt werden. Es wird schon jetzt eine französische Uebersetzung des deutschen Textes vorbereitet.

Der Kampf im Caféhausgewerbe. Seit Wochen herrscht im Berliner Cafetiergewerbe Unruhe, die hervorgerufen worden ist durch das Vorgehen des sozialdemokratischen Kellner- und Kaffeehausangestelltenverbandes. Beide sind bestrebt, die Prinzipale zu dem unterschriftlichen Zugeständnis zu bewegen, das benötigte Kellnerpersonal nur von ihrem Arbeitsnachweis zu entnehmen. Durch sanften Druck sind nun in letzter Zeit Cafetiers wiederholt veranlaßt worden, Kellner zu entlassen, die in dem auf nationalem Boden stehenden Verbandsverband deutscher Caféhausgehilfen organisiert waren. Dadurch fühlt sich dieser Verband in seiner Existenz bedroht und ergreift Abwehrmittel. So hatte er kürzlich den Verband der Caféhausbesitzer Deutschlands zu einer Sitzung nach der Handelskammer einberufen, um gemeinsam über Schritte zur Abhilfe zu beraten. Wie der Verbandspräsident Polt ausführte, sollte diese Zusammenkunft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine Friedenskonferenz sein. Ihr Verlauf war aber zeitweise sehr erregt, da namentlich der Vorsitzende des Hilfsverbandes vielfach kriegerische Töne anschlug. Schließlich aber glätteten sich die Wogen und beide Parteien einigten sich auf die Annahme folgender Resolutionen: „Der Verband deutscher Caféhausgehilfen, Ortsgruppe Groß-Berlin, der in der Handelskammer in Anwesenheit von Mitgliedern des Vereins der Caféhausbesitzer von Berlin und Umgegend tagt, nimmt Stellung gegen den Terrorismus, mit dem der sozialdemokratische Verband auf die Prinzipale einzuwirken sucht und gegen die Mittel, durch die angestrebt wird, den gemeinsamen Arbeitsnachweis auszuschalten und ausschließlich den

der freien Gewerkschaft zu benutzen. Die Versammlung beschließt, im Falle einer Terrorisierung durch sozialdemokratische Gastwirtsgehilfen oder Caféhausangestellten, soweit der Arbeitgeberverein nicht auf seine Mitglieder einwirken kann, Mittel und Wege zu suchen, um den Schutz der Behörden und die Unterstützung der nationalen Öffentlichkeit zu gewinnen, damit die Arbeitswilligkeit der auf nationalem Boden stehenden Caféhausangestellten geschützt wird.“

Der Tedesco in Nöten. Daß nie nummehr ein Jahr lang währende Kriegeraserei der großen Masse in Italien noch nicht erlösen ist, das zeigt der folgende sehr bezeichnende und auch lehrreiche Vorfall, der sich in Luino abgespielt hat. Dort beging seinerzeit ein Hotelportier, ein deutscher Reichsangehöriger namens Hans Wiemer, die große Unvorsichtigkeit, sich in Anwesenheit italienischer Bootsleute und „Fachinos“ (Gepäckträger) abfällig über das Tripolisunternehmen zu äußern, was zur Folge hatte, daß ein in seinem Nationalgefühl gekränkter italienischer Fachino dem deutschen Portier einen gewaltigen Schlag ins Gesicht versetzte und ihn unter allgemeinem Jubel übel zurichtete. Der Versuch des Portiers, einen Rechtsanwalt zu finden, der ihn gegen den schweren Ueberfall vor Gericht vertreten sollte, da kein italienischer Advokat sich zur Unterstützung des „Tedesco“ gegen den patriotischen Fachino hergab. Als die Sache schließlich dennoch vor Gericht kam, sprach der Prätor den Angreifer frei, „da er durch die Aeußerung des Ausländers in seinem heiligsten Gefühle beleidigt und gereizt worden sei.“ Die Klage wurde also abgewiesen und der geprügelte deutsche Portier obendrein zu den Kosten verurteilt! Das Publikum, das schon während der Verhandlung fortwährend patriotische Kundgebungen veranstaltet hatte, bereitete dem freigesprochenen Helden begeisterte Ovationen.

Die Regierungsarmee von Nicaragua vernichtet. Offiziellen Nachrichten zufolge, die in Washington eingetroffen sind, ist die gesamte Armee der Regierung von Nicaragua, 7000 Mann stark, von den Insurgenten in der Nähe von Leon vernichtet worden. Es wurden keine Gefangenen gemacht, sondern alles niedergemetzelt. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat dem in Colon stationierten 10. Infanterieregiment Befehl erteilt, sich bereitzuhalten, um sofort über die Grenze gehen zu können. Ferner wird eine Landungstruppe von 2500 Mann mobilisiert.

Neuestes aus der Schweiz. In Mailand wird ein Prozeß gegen eine große internationale Gesellschaft, die von einem Schweizer geleitet wurde, geführt. Es handelt sich um die „Züricher Diskontobank“ mit Hauptsitz in Zürich, die Zinsdrallehen zu günstigen Bedingungen offerierte. Als Direktor der Bank figurierte der 32jährige Jos. Ulrich Wyß von St. Gallen, der in Mailand einen Generalvertreter hatte. Auch in Paris existierte eine Bank, die als Tochterunternehmen der Diskontobank betrachtet wird. Nun werden die Leiter dieser Unternehmungen der Hochstapelei und des Schwindels im Betrage von über einer halben Million Fr. beschuldigt. 13 Personen wurden verhaftet, meist Italiener und Franzosen; unter ihnen befindet sich auch der 22jährige, in Pfäffikon niedergelassene Jakob Wyß, Bruder des Ulrich Wyß, der als geistiges Haupt der ganzen Unternehmung gilt. Der Prozeß wird wahrscheinlich im Dezember beginnen und ca. 1½ Monate dauern.

— Die Zahl der Eheschließungen ist auf 7,3 pro 1000 zurückgegangen und betrug total 27,346. Ebenfalls gesunken ist die Zahl der Geburten; sie betrug 96.699 gegen 97.296 im Jahre 1909. Dieser Rückgang hat sich seitdem noch verstärkt. Unehelich geboren

wurden 4417. Die Sterbeziffer zeigt eine Abnahme um nahezu 3000. Baselstadt hat die geringste, der Kanton Tessin die höchste Sterbeziffer. Da die Sterbefälle stärker zurückgingen als die Geburten, ergab sich ein Geburtenüberschuß von 37.016 gegen 34.696 im Jahre 1909.

Der Roman eines amerikanischen Stadtrats. Großes Aufsehen erregt in Amerika das Verschwinden des angesehenen Mitglieds der Philadelphiaer Stadtverwaltung, William Burke, und mehr noch die Begründung seiner plötzlichen Flucht, ein Schriftstück, in dem er sich seinen Mitbürgern als berüchtigter Verbrecher und Zuchthaussträfling offenbart. Er erklärt, daß er in den letzten acht Jahren als anständiger Mensch, der bemüht gewesen, seine Vergangenheit vergessen zu machen, gelebt hat, daß aber einer seiner früheren Verbrechergenossen ihn unglücklicherweise erkannt hat und ihn unter der Drohung, sein Vorleben der Öffentlichkeit preiszugeben, sein ganzes Vermögen erpreßt hat. In der schriftlichen Beichte, die Burke zurückgelassen hat, bekennt er sich als Findling, der bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre in den Straßen New Yorks Zeitungen verkaufte. „Dann geriet ich,“ heißt es weiter, „in eine Gesellschaft von Geldschrank-einbrechern, bei der ich gegen einen Anteil an der Beute in der Rolle des „Ausbaldowerers“ in Tätigkeit trat. Später wurde ich dann Taschendieb und verlegte mich insbesondere auf die Entwendung von Pompadours und Handtaschen der Damen. Nachdem ich einige leichtere Strafen verbüßt, wandte ich mich nach Chicago, wo ich das Leben eines jener Spieler, wie sie im Falle Rosenthal bekannt geworden, führte. Nach zwei Jahren dieser Exsistenz verband ich mich dann mit zwei Genossen zur Verübung von Bank-einbrüchen und Ladendiebstählen. Eine Zeitlang ging die Sache glatt und gut, und es gab Zeiten, wo wir unter uns 80.000 Mark verteilen konnten. Wir verlegten später das Feld unserer Tätigkeit nach New-York, hier wurde mir nach dreijährigem Aufenthalt indessen der Boden unter den Füßen so heiß, daß ich nach Boston ging und dort allein mein Diebesgewerbe fortsetzte. Ich erbeutete dabei in drei Jahren zwischen sieben und achttausend Mark. Ich bediente mich stets der Dietriche oder offenstehender Fenster. Brecheisen oder Revolver hatte ich nie bei mir und „arbeitete“ stets bei Tage. Auch nahm ich nur Bargeld oder Schnucksachen, andere Gegenstände ließ ich des umständlichen Transports wegen zurück. Bald war ich auch dem Opium- und Morphiumlaster verfallen, und eines Tages wurde ich beim Versetzen eines Perlenhalsbandes ergriffen. Der Pfandleiher holte die Polizei, die mich verhaftete. Da ich nicht gestand, wurde ich zunächst dem „dritten Grad“ unterworfen. Dann prügelten sie mich und gaben mir sechs Tage nichts zu essen. Als ich endlich müde geworden war und ihnen sagte, was sie wissen wollten, wanderte ich für acht Jahre ins Zuchthaus. Ich verließ die Strafanstalt im Jahre 1904 mit 800 Mark, die ich meinen Mitgefangenen beim Spiel in der Anstalt abgewonnen hatte. Ich beschloß, mich fortan als ehrlicher Mensch durchs Leben zu schlagen. Da ich in der Strafanstalt das Holzschnitzen erlernt hatte, versuchte ich es zunächst, mich als Holzschnitzer zu ernähren. Dann ging ich nach Philadelphia, eröffnete dort ein Tabaksgeschäft, verheiratete mich und widmete mich den politischen Angelegenheiten. Ich spielte bald als Parteiführer eine Rolle und wurde endlich in den Gemeinderat gewählt. Zu meinem Unglück trat mir nicht lange nach meiner Wahl einer meiner früheren Diebesgenossen in den Weg, dessen Opfer ich wurde. Ich gab ihm, was ich hatte, um mein Geheimnis zu wahren. Jetzt bin ich völlig ausgeplündert, mein Geschäft ist ruiniert und ich habe

nichts mehr, um meine Familie zu ernähren, da mir der Erpresser den letzten Pfennig aus der Tasche gezogen hat. Ich bin fortgegangen, um den Erpresser abzuschütteln, aber ich will gern nach Philadelphia zurückkehren, um Rede und Antwort zu stehen.“ Der Bürgermeister Blankenburg, mit dem Burke in den letzten Jahren Hand in Hand den Kampf gegen die „Erpresserbande“, die in Philadelphia ihr Wesen treibt, energisch geführt, ist bemüht, eine Bewegung in die Wege zu leiten, die darauf abzielt, dem unglücklichen Mann wieder zur bürgerlichen Ehre und zu seiner früheren Stellung zu verhelfen.

Johann Orth's Nachlaß. Auf Empfehlung des Kaiser-Friedrich-Museums sind zwei Mitarbeiter des Instituts von der Kunstauktionsfirma Gebrüder Heilbron in Berlin nach Gmunden entsandt worden, um im Schloß Orth eine Ordnung der zur Versteigerung bestimmten Gegenstände vorzunehmen. Die reichhaltige Sammlung wird im Dezember in Berlin zur Auktion gelangen. Man erfährt jetzt, daß die mehr als 2000 Bände umfassende Bibliothek als einer der wertvollsten Teile der Sammlung anzusehen ist. Orth befaßte sich viel mit Spiritismus, und in seiner Bibliothek findet man alles, was spiritistische Literatur hervorgebracht hat. Die Vorliebe des Erzherrzogs für mathematische Wissenschaft beweist eine viele Bände umfassende Literatur. Ferner sieht man neben kriegswissenschaftlichen Werken eine ganze Zahl von Büchern belletrischer Art und klassische Werke, die als Erstausgaben großen Seltenheitswert besitzen. Der Waffensaal ist angefüllt mit einer großen Menge wertvoller Objekte. Aus dem siebzehnten Jahrhundert sind Hellebarden zu sehen, und als kostbarstes Stück präsentiert sich eine Kanone, die aus dem Jahre 1651 stammt. Andere Säle der Schlösser Orth und Toscana bergen viele kunstgewerbliche Gegenstände, Fayencen, kostbare Nippes und viele Bilder, die zum Teile die Geschichte des Schlosses Orth darstellen, das in der Zeit der Bauernkriege eine große Rolle spielte. In den Sammlungen fehlt allerdings die notwendige Einheitlichkeit, denn Orth war kein systematischer Sammler, aber man findet einzelne Stücke von großer Schönheit und seltenem Wert. Die vielen kirchlichen Gegenstände der Sammlung, Meßgewänder, Kelche und anderes, sollen der Gmündener Diözese geschenkweise überlassen werden. Die Schlösser Orth und Toscana werden verkauft. Sollte sich ein Bewerber finden, der den Nachlaß en bloc erwerben will, so wird ihm dies, sofern Pietätsgründe bestehen, auf Grund der bestehenden Vereinbarungen ermöglicht werden. Ein Teil der Sammlung ist ebereits in Berlin eingetroffen.

Das Touristenunglück im Montblancgebiet. Ueber das Touristenunglück auf der Aiguille Peteret, werden folgende Einzelheiten bekannt: Eine aus dem Professor Jones von der Universität in Cambridge, seiner Frau, dem Dr. Paul Preuß, einem Deutschen, und einem schweizerischen Führer namens Nikolaus Truffer bestehenden Reisegesellschaft hatte den Versuch unternommen, die Spitze des Peteret zu bestegen. Um 11 Uhr morgens versuchte Dr. Reuß, einen Weg ausfindig zu machen, ohne sich anzuseilen. Der Führer folgte mit den beiden anderen Personen. Diese drei hatten sich zur größeren Sicherheit aneinander angehängt. Während Preuß seinen Weg verfolgte, band sich der Führer an einem Felsen an. In demselben Augenblick gab dieser nach und stürzte dem Führer auf den Leib. Im Fallen riß er Frau Jones mit sich, die ihren Gatten nach sich zog. Alle drei wären unrettbar in die Tiefe gestürzt, wenn sich das Seil nicht an einem anderen Felsen gefangen hätte. Die drei schwebten nun zwischen Himmel und Erde; sie wären aber aus ihrer furchtbaren Lage gerettet worden, wenn das Seil nicht durch den Ruck, der

beim Fallen verursacht wurde, einen Riß bekommen hätte, der sich infolge der starken Belastung vergrößerte. Nach einigen Sekunden riß das Seil und alle drei stürzten in die Tiefe. Dr. Preuß, der Zeuge der entsetzlichen Katastrophe war, eilte nach dem Courmayeur, um Hilfe herbeizuholen. Zwei Leichen sind auf einem Gletscher sichtbar, doch könnte man sie bisher noch nicht bergen. Von der dritten Leiche hat man keine Spur finden können. Man befürchtet, daß sie in eine Felsspalte gestürzt ist.

Ueber den Gesundheitszustand im französischen Heere im Vergleich mit deutschen Verhältnissen spricht sich Dr. Binet-Sanglé, der Chef der Medizinisch-statistischen Abteilung äußerst ungünstig aus. Er stellt fest zweimal so viele Fälle von Diphtheritis, Genickstarre und Influenza, fünfmal so viel von Scharlach, sechsmal so viel an Typhus, sechzehnmal so viel an Ruhr, zweiundzwanzigmal so viel von Parotitis. „Und dabei will ich,“ sagt Dr. Binet, „gar nicht von der Schwindsucht sprechen, die bei uns dreimal so viel Soldaten heimsucht, als in Deutschland.“ Mit besonderem Nachdruck weist er auf die schlimmen Verwüstungen hin, die die Parotitis der Volkskraft Frankreichs zufügt. Bei dem Stillstand der Bevölkerungszunahme gewinnt dies Leiden eine besondere Bedeutung, weil fünf vom Hundert der Kranken dabei ihre Zeugungskraft einbüßen. (1911 wurden im französischen Heere 11.227 Fälle von Parotitis festgestellt). Der französische Mediziner spricht von den sanitären Verhältnissen in Deutschland mit der größten Anerkennung, auch sagt er: der Desinfektionsdienst in Deutschland ist viel besser organisiert als bei uns. Städte wie Berlin, Köln, Hamburg, Kiel usw. bieten uns hierin ein Vorbild. Selbst in den kleinsten Städten fehlen Desinfektionsanstalten nicht. Das Land muß es erfahren, ruft Dr. Binet aus, das Volk muß den Gesundheitszustand erkennen, denn so wie bisher darf es im französischen Heere nicht weitergehen.

Der Gerichtsvollzieher im Suffragettenheim. In Holmwood Surrey, der Sommerresidenz von Pethick Lawrence (England) wurden sämtliche Möbel gepfändet. Der Erlös soll zur Deckung der Kosten des Suffragettenprozesses vom Mai dienen, die nahezu 7000 Mark betragen. Bekanntlich wurden Herr und Frau Lawrence und Frau Pankhurst zu je neun Monaten Gefängnis verurteilt, aber nach kurzer Zeit wieder entlassen. Herr und Frau Lawrence befinden sich zurzeit auf einer Automobilreise durch Kanada.

Großfeuer in Konstantinopel. In Konstantinopel brach wieder ein Großfeuer aus, das dritte in wenigen Tagen. Der Ort des Brandes ist diesmal im Stambuler Viertel Tachtakale, das durch die Fabrikation türkischer Bernsteinrosenkränze bekannt ist. Hundert Häuser, achtzig Läden, drei große Basare und eine Moschee sind niedergebrannt. Die Polizei verhaftete zahlreiche Räuber und Diebe auf den Trümmern der eingäsicherten Häuser. Man glaubt, daß eine Bande von Brandstiftern sämtliche Brände in den letzten Tagen angelegt hat.

Tobsuchtsanfall eines österreichischen Korporals. Aus Lemberg wird gemeldet: Ein Korporal namens Lukawski, der bei einer Rauferei mit Arbeitern am Kopfe verletzt worden war, bekam in der Kaserne einen Tobsuchtsanfall. Er verbarrikadierte sich im Mannschaftszimmer und schöß auf jeden, der eindringen wollte. Die Feuerwehr richtete die Spritze gegen ihn, konnte aber nichts ausrichten. Der Korporal schöß auch auf die Menschenmenge, die sich vor der Kaserne ansammelte. Schließlich wurde die Mutter des Tobsüchtigen herbeigeholt, die ungefährdet zu ihrem Sohn vordrang und ihm Branntwein in einer Flasche anbot. Der Kor-

poral griff danach. In demselben Moment fielen drei Soldaten über ihn her. Lukawski wehrte sich verzweifelt und gab sogar einen Schuß gegen seine Mutter ab, ohne sie jedoch zu treffen. Von neuem drangen darauf sechs Soldaten auf ihn ein, denen es gelang, ihm das Seitengewehr zu entreißen und ihn zu fesseln. Glücklicherweise wurde bei der Schießerei niemand verletzt.

Hunderttausendmarkstiftung für die Stadt Berlin. Der Rentier Ludwig Rühle hat bei der Berliner städtischen Waisendeputation eine Stiftung unter dem Namen Ludwig-Rühle-Stiftung errichtet. Die Stiftung hat den Zweck, bedürftigen, in der Berliner Waisepflege erzogenen Waisenkinder, beiderlei Geschlechts nach deren Einsegnung und Entlassung aus der Waisepflege zu ihrem weiteren Fortkommen, besonders aber zur Gründung eines eigenen Geschäfts oder Hausstandes aus den Zinsen des nicht zu verminderten Grundkapitals angemessene Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen.

Die Liliputaner-Truppe.

Diraktion von Albert Scheuer und Sohn
aus Stellingen.

Das Zwergvolk zu einer ganzen Gruppe vereinigt und als zusammenwirkende Künstler auf die Bühne gebracht zu haben, ist in erster Linie das Verdienst eines deutschen Landsmannes, Herrn Albert Scheuer aus Stellingen bei Hamburg. Schon lange vorher allerdings wurden solche Zwergmensen in Variététheatern vorgeführt, teils als Sehenswürdigkeiten an sich, teils ob ihren künstlerischen Leistungen. Aber die Wirkung wurde eine wesentlich andere, als man diese seltenen Naturerscheinungen zu einem Ganzen vereinigte, sie in der Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Erscheinung und ihren geistig-künstlerischen Fähigkeiten nebeneinander stellte und in gemeinsamer Handlung vereinigte, mit anderen Worten, aus ihnen ein Theaterensemble organisierte.

Diese Idee hat vor 14 Jahren Herr Scheuer erfaßt und seitdem mit seltener Energie, Konsequenz und künstlerischem Talente durchgeführt. Die Gruppe konnte natürlich nur allmählich zusammengebracht werden. In den ersten Jahren waren es 4 und 5 Kräfte, die unter Leitung von künstlerischen Fachleuten einstudiert wurden. Mit jedem Jahre konnte die Zahl vermehrt werden und heute besteht sie aus 14 Mitgliedern. Obwohl in der Zeit auch andere Liliputaner-Truppen gegründet wurden, so kann sich Herr Scheuer doch rühmen, unter allen das zahlreichste und weitaus bestgeschulte Zwerg-Ensemble zu haben.

Als die kleine Künstlerschar bereits sich tüchtig ein- und zusammengearbeitet hatte, wurde sie durch die Weltagentur Marinelli auf 7 Monate nach Paris in den Jardin d'Acclimatisation gebracht, was für sie den ersten großen Erfolg bedeutete. Hier auf kam die Truppe auf einen Monat nach Barcelona und dann wieder auf 3 Monate nach Paris. Von dort wagte Herr Scheuer mit seinen 14 kleinen Künstlern die Reise über den großen Ozean, die nun bereits dreieinhalb Jahre andauert. In Buenos Aires debütierte die Gesellschaft in dem schönen neuen Theater „Buenos Aires“, dann folgten Vorstellungen in Rosario und den übrigen Städten und größeren Ortschaften des Innern. In einer sehr langen Tour wurde Chile in seiner ganzen Länge bereist und hatte dort die Gesellschaft allseitig einen vorzüglichen Empfang und die besten Erinnerungen an das gastfreundliche, kunstsinnige Chi-

lenenvolk mit sich genommen. Dann ging die Reise noch weiter nach dem Norden bis Peru; der Unternehmer hatte den Plan, bis nach Zentralamerika und Mexiko vorzudringen, aber die damals in jenen Gegenden herrschenden Unruhen veranlaßten ihn, von seinem ursprünglichen Plane abzustehen und statt dessen dem großen Brasilien eine um so umfangreichere Tour zu widmen. Bisher wurden die Südstaaten, Rio Grande, Santa Catharina und Paraná, trotz der Verkehrsschwierigkeiten in fast allen größeren Ortschaften besucht und die Truppe mit grossem Beifall aufgenommen. Nach der Saison im hiesigen Polytheama macht die Gesellschaft eine Tour nach Campinas und den übrigen größeren Ortschaften des Innern, dann über Santos nach Rio de Janeiro und Petropolis und nordwärts fahrend Bahia, Pernambuco etc., um dann wieder nach so langer

schen Solo- und Chorvorträgen, mit ihren eleganten Tänzen, ihren instrumentalen Leistungen, Box- und Ringkämpfen und ihren drolligen dramatischen Possen. Die Ausstattung an Kostümen ist sehr reich und von vorzüglichen künstlerischem Geschmack, so daß die ganze Truppe einen vornehmen Eindruck macht.

Die kleinen Herrschaften sind in ihrer Lebenshaltung ganz gut gestellt, einige von ihnen sind von vermögenden Eltern. Sie finden sich aber unter sich weit aus am wohlsten und glücklichsten. In der Welt draußen bilden sie doch nur Ausnahmen, angestaunte Raritäten und erfahren vielfach Unterschätzung. Unter sich fallen diese Unterschiede weg und sie fühlen sich als Mitglieder einer Familie. Wo immer möglich, wohnen sie auch in einer Pension zusammen, wo die Direktion, Her. Scheuer u. Sohn, für die Verpflegung der ihnen anvertrauten Truppe stets aufs



Abwesenheit in ihre liebe deutsche Heimat zurückzukehren.

Das Ensemble besteht heute aus 14 Zwergen; sie sind alle von normal gebauten Eltern geboren, 21 bis 38 Jahre alt und doch ist das kleinste Mitglied nur 62 Zentimeter groß und das größte 1,06 Meter. Die 62 Zentimeter-Prinzessin, aus Rußland, ist die kleinste bekannte Dame der Welt. Herr Direktor Scheuer hat schon seit langem 1000 Mark ausgeboten für den, der ihm eine kleinere Dame ausgewachsenen Alters vorführt. Abgesehen von dieser kleinsten Russin, sind alle anderen Zwerge deutscher Abkunft.

Sie sind meistens durchaus normal proportioniert und auch geistig geweckt. Das beweist schon die Tatsache, daß sie in der Mehrzahl mehrere Sprachen sprechen und auch ihre Lieder in fremder Sprache sehr schön vortragen. Ihre künstlerischen Produktionen sind sehr tüchtig studiert und wir können an ihnen seit 3 Jahren bedeutende Fortschritte in den Leistungen konstatieren. Die Vielseitigkeit ihrer Ausbildung reicht sehr wohl aus, nicht etwa nur die Hauptnummern eines Variétés zu liefern, sondern ein ganzes Abendprogramm auszufüllen, mit ihren hü-

beste vorsorgt. So kam es auch, daß sie alle die Anstrengungen und Klimawechsel der großen Südamerikatour bisher sehr gut überstanden haben und alle gesund geblieben sind.

Die seit 8 Tagen im Polytheama begonnene Tournée unserer kleinen landsmännischen Künstler haben außerordentlichen Anklang gefunden, so daß sie meistens vor gefülltem Hause spielten. An Freitagen Abends ist die Vorstellung speziell für Familien bestimmt und bildet stets einen Freudenabend für die Jugend. Es ist dabei allerdings ratsam, sich bessere Plätze schon im Laufe des Nachmittags zu sichern, ebenso auch für die Sonntags-Matinée. Das deutsche Zwergvolk wird kaum wieder jemals nach Brasilien zurückkehren; wer die niedliche, interessante Miniatur-Künstlertruppe sehen und hören will, muß diese Gelegenheit benützen. Das uns von den Herren Direktoren Scheuer u. Sohn freundlichst zur Verfügung gestellte photographische Bild ist eine neueste Aufnahme des Ensembles. Das Nähere über die Vorstellung siehe Inserat.

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(4. Fortsetzung.)

Natalia Arkadiewna fuhr, ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen, fort: „Und in den Palästen schimmern die Tränen, funkelt das Blut des sterbenden russischen Volkes auf den Schultern, auf den Stirnen und an den Armen der adligen russischen Damen als Diamanten und Rubinen. Und Tränen und Blut verwandeln sich in kostbare Weine und herrliche Speisen, in Teppiche, Seide und Samt.

So geht es zu in Rußland: das Volk weint und blutet, die Herren lachen und prassen.

Da geschieht es, daß Christus auf die Erde herabsteigt. Er zieht von Land zu Land, und sein Gesicht wird immer bleicher, sein Blick immer trüber, sein Herz immer trauriger. Wenn er aber nach Rußland kommt, blutet sein Herz. Er wandert von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, und wenn er die letzte Hütte von Rußland erreicht, ist sein Herz zu einer einzigen klaffenden Wunde geworden, daraus sich ein Blutquell ergießt. Der flutet über Rußland und die ganze Erde. Und Christus spricht: Mit diesem Blute meines Herzens will ich der Welt eine neue Lehre geben, denn das Elend und der Jammer der Menschen ist so groß geworden, daß sie nicht mehr glauben können! Sie müssen daher etwas anderes werden als Christen, damit ihnen geholfen werde; denn der Himmel kümmert sich nicht um sie.

So geschah es, daß in Rußland die neue Lehre entstand und daß aus Christen Nihilisten wurden.

Christus selbst aber verkündete den Nihilismus dem Volke; deswegen wurde er vom Kaiser verfolgt, ergriffen und gefangen gesetzt. Vor dem Richter aber sprach er: Christus bin ich gewesen, aber Anarchist bin ich geworden. Nun richtet mich nach eurer Gerechtigkeit.

Und sie verurteilten Christus zum Tode.

Als man ihn zum Richtplatz führte, betete er laut, daß sein Wille geschehen möge. Wißt Ihr, welches sein Wille war, von dessen Erfüllung er einzig und allein für die leidende Menschheit die Rettung erwartete? Es soll nicht mehr geben Knecht und Herr, Arme und Reiche, Hungernde und Gesättigte.


Und wie der sterbende Gott gebetet, also wird es geschehen: Christus selbst wird die Teilung vornehmen, und dann wehe allen denen, von welchen er fordern muß.“

Das Mütterchen schluchzte laut auf.

Wer wird meine guten Honigrüchte bekommen? mußte sie denken. Meine süßen Ingwerkuchen und die getrockneten Zuckererbsen? Gewiß Iwan Sergeitsch, der Trunkenbold, dem Zwiebel und Knoblauch eigentlich viel lieber sind. O Gott! O Gott! Wer wird sich in meine wunderschöne Wäsche teilen? Alles selbst gesponnen, gewebt und gebleicht. gewiß die schmierige Tatjana Semeonowna und der abscheuliche Dimitri Iwanowitsch. Ach, meine schönen Tischtücher, meine feinen Hemden! Welches Glück, daß ich mir keine neuen machen lassen, und daß Anuschka neulich beim Bügeln eines verbrannt hat. Und wer auf meinem gestickten Stuhle sitzen und aus meinen hübschen Tassen trinken? O Gott! O Gott!

Und das Mütterchen brach in Tränen aus.

Anuschkas Entrüstung kannte keine Grenzen. Sie stemmte ihre kräftigen Arme in die Hüften, lachte kurz auf und stellte sich mitten ins Zimmer, mit einer Gebärde, die deutlich sagte: Sie sollen nur kommen! Kommt nur, meine Seelchen, meine Liebchen, meine

Pianos 

das beste deutsche Fabrikat
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucehesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

Täubchen! Was? — Ihr wollt mir das Meine nehmen? He, wollt ihr?! Meinen prächtigen Powoynik, meine neuen Bastschuhe, ihr Räuber, ihr Heiden, daß ich mir mein Eigentum sauer verdient habe? Na — kommt nur!

Sie war bitterböse auf das heftig weinende Mütterchen und Natalia Arkadiewna würdigte sie keines Blickes.

Auf den guten, fröhlichen Grischa hatte die nihilistische Legende sichtlich einen tiefen Eindruck gemacht. Er saß ganz in sich versunken, stieß von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus und sah mit einer schuldbewußten Miene vor sich hin, als sitze er vor Gericht und dürfe auf keine Freisprechung hoffen.

Trotz Anuschkas feindseligem Verhalten konnte Natalia Arkadiewna mit der Wirkung ihrer Geschichte zu Frieden sein.

„Wir wollen zu Bett gehen,“ sagte sie und stand auf.

Sie hatte sogleich bemerkt, daß Wera mehr geängstigt und erschreckt als überzeugt sei, daß sie, um mit ihren eigenen Worten zu reden, wieder einmal nichts begriff. Natalia nahm sich vor, mit ihr darüber zu sprechen.

Als die Mädchen das Zimmer verlassen hatten, fuhr Grischa in die Höhe. Er hätte Wera so gern etwas gesagt von seinen Absichten, und daß er mit Natalia Arkadiewna ganz einverstanden sei. Das heißt, daß er einsah, daß er begriff — Gott wird gnädig sein! Es war alles so schwer. Da war sein Mütterchen und Anuschka und — einen Teil seines Landes hatte er seinen Bauern bereits gegeben. Vielleicht hätte es mehr sein können, aber — indessen — Zum Abendbrot hatte es Tee, Grütze, Spiegeleier, Schnepfen und Barsche gegeben. Das war freilich viel, viel zu viel! Spiegeleier allein wären vollkommen genug gewesen; höchstens noch die Barsche. Gleich morgen wollte er mit Anuschka ein ernstes Wort reden. Auch war es sündhaft, Schnepfen zu essen, während das Volk seine Grütze ohne Rahm aß. Hätte sie nur ein einziges Mal nach ihm hinüber geblickt! Aber sie vermied es sichtlich, ihn anzusehen, sie zürnte ihm, und — Da war sie bereits mit Natalia Arkadiewna zum Zimmer hinaus. Er hatte alle Mühe, sein weinendes Mütterchen zu beruhigen, und mußte den ganzen Ausbruch von Anuschkas Zorn über sich ergehen lassen. Beides tat er mit derselben schuldbewußten, betrübten Miene, die seinem frohen, hübschen, Gesicht gar seltsam stand.

Natalia Arkadiewna schickte die Magd, die sie in ihre Kammer führen sollte, fort und stieg mit Wera die alte braune Holztreppe hinauf, zu der einzigen Gaststube des Hauses.

„Du hast meine Legende von Jesus Christus nicht verstanden?“

„Ich kann mir nicht vorstellen, wie es sein würde, wenn auf der Welt alles geschieht, wie es in der Legende gesagt wird. Christus nimmt den Reichen ihren Ueberfluß und gibt davon den Armen, stürzt die Tyrannen und erhebt die Unterdrückten, teilt alles Land und setzt die Anarchie ein.“

Was wird dann aus Christus?

Uebrigens glauben die Nihilisten gar nicht an Christus. Auch darum kann ich deine Geschichte nicht verstehen.“

„Sie war ja nur ein Gleichnis,“ erwiderte Natalia. „Schlafe wohl.“

Die Antwort auf Weras Frage, was aus Christus werden würde, nachdem er in Rußland die Anarchie eingesetzt, blieb sie wohlweislich schuldig.

Also er war nur ein Gleichnis, dachte Wera, die Augen schließend. Hoffentlich hat Grischa Michailitsch es auch so aufgefaßt. Er war ganz niedergedrückt. Aber darin hat Natalia vollkommen recht: er ist ein Prachtmensch! Anuschka hat mich nicht gern. Das tut mir leid. Aber das Mütterchen — —

Darüber schief sie ein. Und anstatt von Christus, dem Anarchisten, zu träumen, pflückte sie mit dem Mütterchen Levkojen und Narzissen, immer mehr und mehr, bis sie unter Blumen begraben war. Es ist doch schön, tot zu sein, dachte sie im Traum und fühlte sich wie im Himmel.

Unten im Hofe gab's noch lange keine Ruhe. Zwar hatte das Mütterchen die Tränen allmählich getrocknet und sehr bald ihre Rührung vergessen.

Sie hatte schon ihre hübsche, bunte Nachtjacke an, als ihr plötzlich einfiel, noch allerlei Raritäten aus Urväterzeit hervorzukramen. Aus der Ecke der Truhe zog sie einen silbernen Schmuck hervor von altertümlicher, prächtiger Arbeit, mit Popasen und Türkisen besetzt. Das Mütterchen betrachtete ihn, putzte daran herum, wurde von neuem schrecklich gerührt, so daß die Tränen wieder zu fließen begannen.

Das Geschmeide war für die Braut ihres Grischa bestimmt. Ob sie bei der großen Teilung auch das hergeben mußte? Und wenn sie alles verloren, so daß sie Hungers sterben müßten, so bekam ihr Lieb-ling, ihr Herzblatt, ihr Augapfel, ihr Grischa, keine Frau. Und gerade jetzt wußte sie eine für ihn.

Auch Anuschka ging nicht gleich zur Ruhe, auch sie hatte noch seltsame Einfälle. Sie ging in die Küche hinunter, jagte brummend und scheliend das Gesinde zu Bette, und tat nichts Geringeres, als bei verschlossenen Türen über den glühenden Kohlen einen bleiernen Löffel einzuschmelzen und Bei zu gießen. Aengstlich schaute sie in das leuchtende Wirrsal, jedes Stückchen aufmerksam prüfend. Aber da war nichts zu entdecken als ein formloses, flimmerndes Durcheinander, das ihr das Zusammenstürzen alles Bestehenden zu bedeuten schien. Die vielen Kügelchen und Zäpfchen waren wohl die Tränen und die Blutstropfen des „sterbenden“ Volkes. Ihr Gesicht wurde immer trostloser. Schließlich warf sie sich die Schürze über den Kopf und brach in bitterliches Schluchzen aus. Also würde doch in Erfüllung gehen, was Natalia Arkadiewna heute prophezeit hatte, und ihr prächtiger Powoynik, ihre seidenen Bänder, ihre neuen Bastschuhe würden unwiderrufflich unter die diebischen, schmutzigen, niederträchtigen Bauernweiber verteilt werden.

Auch Grischa konnte lange keinen Schlaf finden. Sich unruhig hin und her werfend, quälte er sich mit dem Gedanken, was sie wohl von ihm denken müsse, daß er Schnepfen, Barsche und Spiegeleier aß, während das Volk nichts hatte, als in aller Ewigkeit Grütze, Grütze ohne Rahm! Sie mußte ihn verachten. Unverwandt sah er ihre ernsten, traurigen, schönen Augen auf sich gerichtet, bis er endlich, ihren Namen murmelnd, einschlief.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Wera erwachte, mußte sie sich erst lange besinnen, wo sie sei. Mit erstaunten Augen betrachtete sie ihre Umgebung: die blanken Dielen, die Wän-

de aus rötlichem Fichtenholz, die bunte Balkendecke, das schimmernde Heiligenbild. Durch die offenen Fenster quollen die weißen Blütendolden des Flieders, wehte der berauschende Duft des Frühlings herein, die köstliche Frische des Morgens.

Mit einem glücklichen Lächeln schloß Wera die Augen, lag eine Weile regungslos und lauschte auf das Picken der Sperlinge, auf das Zwitschern der kinken. Ein Hahn krächte und Tauben gurrten.

Mit einer Empfindung, so leicht und freudig, wie Wera seit ihrer Kindheit sie nicht mehr gekannt, sprang sie dann mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, trat an das Fenster, faßte den ganzen Arm voll der schneeigen, taufrischen Blüten und drückte tief ihr Gesicht hinein, begierig den feinen Fliederduft einatmend. Nun kleidete sie sich rasch an, warf noch einen Blick auf die fest schlummernde Natalia und schlich aus dem Zimmer.

Es war draußen noch viel, viel schöner, als sie bei ihrer Ankunft gestern abend geglaubt. Wera schien es, als ginge von jedem Gegenstand ein eigener Glanz aus; nicht die Sonne allein war es, die hier alles vergoldete.

Ohne einem Menschen zu begegnen, gelangte sie aus dem Hause und stand plötzlich mitten unter den Narzissen. Ihr Traum fiel ihr ein. Sie mußte lächeln. Dann pflückte sie einen großen Strauß Blumen, was sie nicht getan, seitdem sie mit Sascha auf der Steppe gespielt. Wie lange das her war! War sie denn schon so alt? Aber nein. Gerade heute fühlte sie sich so jung. Und sie mußte wieder lächeln, daß sie so kindisch sein konnte, nachzuzählen, wie alt sie sei.

Den Strauß soll Grischas Mütterchen bekommen, dachte sie und wählte sorgsam unter den schönsten und frischesten Blumen. Da waren auch Hyazinten, ganze Felder! Ein Blumenstengel immer prächtiger als der andere. Wie herrlich doch die Natur war! An die Natur hatte sie noch niemals gedacht. Auch war für einen Nihilisten die Natur ebensowenig vorhanden, wie für Wladimir Wassilitsch die Heiligenbilder. Die Schönheit der Natur brachte dem Volke ja keinen Nutzen. Also fort damit!

Solche Fliederbäume hatte sie niemals gesehen, ein wahrer Wald! Und der Goldregen mit seinen langen leuchtenden Trauben, der Rotdorn, der dazwischen glühte. Welche Pracht.

Wera schürzte ihr Kleid auf, um es mit Blüten zu füllen.

Wie schade, daß Sascha nicht da war; dem würde es auch in Dawidkowo gefallen. Sascha wäre ein Freund für Grischa gewesen! Das Mütterchen hätte ihn sicher verzogen und selbst Anuschka mit ihm nicht gebrummt. Was Sascha wohl zu dem Prachtmenschen sagen würde? Sie wollte ihrem Freunde viel von ihm erzählen.

Wahrscheinlich würden sie gleich nach dem Tee nach Moskau zurückfahren. So bald!

Sie kam in den Lindenwald, in dessen Mitte das kleine Haus mit seinen Blumenfedern und Blütenbäumen wie ein Hügel aufgeschütteter Knospen lag. Sonnenschein füllte den Wald, an den Zweigen funkelten die betauten Frühlingstrieb gleich Goldtropfen. Der Boden war blau von Veilchen.

Ach, Veilchen! Und Wera stand da, unentschlossen, ob sie ihre Hyazinten und Narzissen fortwerfen sollte, um sich den Schoß mit Veilchen zu füllen.

Da hörte sie hinter sich Schritte und wußte auch sogleich, wer kam. Sie mußte ihm natürlich sagen, daß sie die Blumen nicht für sich, sondern für sein Mütterchen gepflückt hatte. Dennoch war ihr die Begegnung höchst unangenehm.

„Guten Morgen, Wera Iwanowna! Sie sind schon auf?“

Gott sei Dank! Seine Stimme klang wieder ganz fröhlich und er gebrauchte sie so kräftig, daß ringsum die Vögel auf und davon flogen. Es waren doch recht dumme Tiere!

„Was ist das für ein prächtiger Morgen! Wie schön ist es bei Ihnen!“ Und ihre Stimme klang so froh, als wäre sie das Echo der seinen.

Mit einem Schritt war er an ihrer Seite.

„Gefällt es Ihnen bei uns? Ist das möglich? Das würde mich so freuen!“

Er sprach das „so“ mit solchem Nachdruck, daß auch der letzte Vogel, ein kecker Spatz mit aufgeblisterten Federchen, der sich die beiden mit klugen Auglein beschaute, schleunigst die Flucht ergriff.

„Alle diese Blumen haben Sie gepflückt? Wie herrlich!“ rief Grischa bewundernd, als hätte er zum erstenmal in seinem Leben Hyazinthen und Narzissen gesehen.

„Wenn Sie erlauben, bringe ich sie Ihrem Mütterchen.“

„Für mein Mütterchen haben Sie Blumen gepflückt? Wirklich? Wie sie sich freuen wird. Aber warum sagen Sie: Wenn Sie erlauben. Was würde Natalia Arkadiowna dazu sagen! Alles, was ich besitze, gehört doch Ihnen.“

Sie gingen weiter, schweigend und langsam. Frühlingsfluten umwogten die beiden hohen kräftigen Gestalten, ihre Seelen standen, ihnen unbewußt, unter dem holden Zauber des Lenzes.

Wera hatte etwas auf dem Herzen. Sie wollte von der Legende reden, die gestern abend Natalia Arkadiowna erzählt, und die auf Grischa einen starken Eindruck gemacht hatte. Sie wollte ihm sagen, daß sie die Legende nicht verstanden, und daß dieselbe sie mit großem Kummer erfüllt habe. Aber der Mund war ihr wie zugeschlossen.

Grischa führte sie in den Gemüsegarten, der hinter dem Wäldchen lag und dessen Beete bereits bestellt waren.

Wera konnte nicht aufhören zu bewundern. Noch niemals hatte sie ein solches Gedeihen gesehen! Der Kohl und die Rüben standen prächtig, die Erbsen hatten sich schon aus dem Boden hervorgewagt, und die Bohnen waren in Dawidkowo mindestens um zwei Zoll höher als in Eskowo. Und wie gleichmäßig war der Abstand der Pflanzen voneinander, wie zierlich die Einfassung der Beete von Brunnenkresse und Erdbeerstauden, wie herrlich dufteten Thymian und Salbei!

Der junge Gutsherr geriet bei Weras Lob in höchsten Eifer. Voller Stolz führte er sie zu den Frühbeeten, wo Gurken, Melonen und Salat ausgesät waren, und wo sich sogar eine Champignonbrut befand. Sodann ging es zu den Himbeer-, den Stachel- und Johannisbeersträuchern, die aufmerksam geprüft und gleichfalls hoch belohnt wurden. Geradezu wundervoll war der Obstgarten mit seinen Spalieren, seinen kräftig gewachsenen Stämmen und den kleinen allerliebsten Zwergbäumchen. Pfirsiche und Aprikosen hatten bereits abgeblüht, aber Pflaumen und Kirschen standen noch in voller Pracht, und das übrige vornehmere Obst konnte sichtlich die Zeit kaum erwarten, bis es seine rosigen Knospen aufschließen durfte. Grischa wußte von einer jeden Sorte den lateinischen und russischen Namen, gab von jeder eine ausführliche Beschreibung und freute sich schon jetzt auf den Herbst, wo Wera von allem kosten würde. Dann kam es heraus: alles, was sie bewunderte, Blumen, Gemüse und Obstbäume, gehörte in das Wirtschaftsgebiet des Mütterchens, wel-

ches so herrschsüchtig war, daß in ihr Reich niemand, selbst nicht Anuschka, hineinzureden wagte. Es zeigte sich da wieder einmal glänzend, was für ein Gottesseggen ein monarchisches Regiment sein konnte.

„Das Schlimme ist nur,“ meinte Grischa, „daß uns so viel gestohlen wird.“

„Von wem?“

„Von unseren Bauern.“

„Die stehlen? Ich denke, Sie haben ihnen ein Drittel Ihrer Felder gegeben?“

Grischa geriet in Verlegenheit.

„Nicht wahr, Sie meinen auch, daß es zu wenig ist? Denn wenn es genug wäre, würden sie ja nicht mehr stehlen. Aber was soll man machen? Ich habe sie gebeten, es nicht zu tun, und ihnen mit Erlaubnis meiner Mutter den dritten Teil von allen Früchten und Gemüsen versprochen. Es muß aber immer noch nicht genug sein; denn sie stellen immer noch. Es ist ein großer Kummer. Lange Zeit wollten wir keine Hüter hinstellen, dann mußten wir es doch. Aber die Hüter stahlen mit den anderen, und es ist nur noch schlimmer geworden. Ich weiß nicht, was daraus werden soll. Die armen Menschen!“

„Wie können Sie sie bedauern!“ rief Wera heftig. „Sie sind so gütig gegen die Leute und zum Dank werden Sie von ihnen bestohlen. Haben diese Menschen denn gar kein Gewissen?“

„Wir haben ihnen viel zuleide getan,“ murmelte Grischa bekümmert. „Fragen Sie nur Natalia Arkadiowna. Und die Bauern wissen das! Natalia Arkadiowna und die anderen haben es ihnen gesagt. Nun üben sie Vergeltung an uns und wir können es ihnen nicht einmal verdenken.“

„Was werden Sie tun?“

„Das weiß ich noch nicht. Nun, Gott wird gnädig sein. Ich werde mein Mütterchen bitten, den Garten eingehen zu lassen und statt der Blumen Kohl zu pflanzen, damit die Leute mehr Gemüse bekommen. Blumen sind ja eigentlich auch ganz überflüssig. Daß sie Obst stehlen, können wir nicht ändern, das mögen sie sich in Gottes Namen schmecken lassen.“

„Stahlen Ihre Bauern früher auch so viel?“

„Wann früher?“

„Als Sie ihnen noch nicht den dritten Teil Ihres Besitzes gegeben.“

„O damals! Damals stahlen sie freilich auch. Allerdings, wie mir einfällt, etwas weniger, viel weniger.“

Und er sah so unglücklich aus, daß er Wera leid tat.

Fündundzwanzigstes Kapitel.

Nun sollte Grischa ihr auch die Wirtschaftsgebäude und den Hof zeigen, was dieser seinem verlegenen und bekümmerten Gesicht nach zu schließen, nichts weniger als mit Freuden tat; doch rief er einen in der Nähe arbeitenden Burschen herbei, den er mit Weras Blumen ins Haus schickte. Dann gingen sie.

Wera erschrak über die Unordnung und Verwahrlosung, die sich in den Wirtschaftsgebäuden, den Scheunen und Ställen bemerkbar machte. Einige der Häuser waren so schadhaf, daß der nächste Sturm sie umwehen könnte. Das wenige Vieh, welches sich vorfand, hatte ein schlechtes, vernachlässigtes Aussehen. Aber den betäubendsten Eindruck machte das Gesinde, das ohne jede Aufsicht zu sein schien, von Schmutz starrte, nach Branntwein roch und selbst in der Gegenwart des Herrn verdrossen und träge blieb.

Grischa versuchte die Leute zu entschuldigen.

„Was wollen Sie, Wera Iwanowna? Es sind auch Menschen. Sie wollen auch leben und Freude am Le-



ben haben. Es ist schrecklich, zu denken, was sie unter unseren Vätern und Großvätern zu leiden hatten. Bevor ich Natalia Arkadiowna kannte, war mir das gar nicht verständlich; sie hat es mir erst begreiflich gemacht. Ich war ganz entsetzt, wirklich ganz außer mir; denn sie müssen uns ja hassen! Tag für Tag, jahraus, jahrein Arbeit und Leiden und dazu schlechte Beamte, betrügerische, nichtsnutzige, grausame Verwalter. Auf Natalia Arkadiownas Rat habe ich den meinen neulich fortgejagt. Er war eine Bestie und kein Mensch. Niemals werde ich es mir verzeihen können, daß ich meinen Leuten eine solche Bestie zum Verwalter gab. Nun sehe ich selbst nach allem. Aber sie sind ganz verdorben durch schlechte Behandlung. Ich versuche durch Milde sie wieder gut zu machen, und ich hoffe, daß es mir gelingen soll, ich hoffe es wirklich. Freilich ist es manchmal schwer, recht schwer; das gebe ich zu. Doch darf man deshalb den Mut nicht sinken lassen. Meinen Sie nicht auch?“

Er sah sie erwartungsvoll, beinahe angstvoll an. „Keinesfalls dürfen wir den Mut verlieren,“ erwiderte Wera in ihrer herben und strengen Art. „Und leiser setzte sie hinzu: „Ueberall ist ein solcher Wirrwarr und ein solches Unglück, daß man nicht weiß, was beginnen. Wenigstens ich weiß es nicht. Aber die anderen werden es wissen und mir zur rechten Zeit sagen; sie werden mir sagen, was ich zu tun habe. Man muß eben glauben und vertrauen. So ist es.“

Sie war sich gar nicht bewußt, daß sie soeben nicht ihre, sondern Saschas Meinung ausgesprochen hatte und beinahe mit dessen Worten. Grischas Augen leuchteten froh auf, sein Gesicht verklärte sich.

„Also Ihnen geht es auch so? Man weiß nicht, wo anfangen, es ist zu viel Wirrwarr. Sie haben recht, das ist es! Nun, wenn es Ihnen so geht, will ich mich nicht beklagen, sondern froh sein, den rechten Weg gefunden zu haben. Denn Sie glauben gar nicht, wie verstockt ich war. Ich lebte in Lust und Freude, hatte von allem die Hülle und Fülle, dachte an nichts, wußte von keinem Leiden auf der Welt, glaubte, es wäre alles in Ordnung, es müßte alles so sein, und wie alles war, so sei es herrlich. Welcher Irrtum! Welche Schlechtigkeit! Da wurden mir von Natalia Arkadiowna die Augen geöffnet. Ich war tief unglücklich, ich kam mir so schändlich vor; ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Uebri-gens komme ich mir noch immer nicht besser vor —“

Er schloß die Augen und atmete schwer. „besonders seit gestern.“

„Weshalb besonders seit gestern?“

„Mein Gott, das ist doch ganz einfach. Gestern lernte ich Sie kennen; Sie haben so viel Mut, so viel Stärke, solche Grundsätze.“

„Nein, nein, die habe ich gar nicht,“ widersprach Wera eifrig. „Glauben Sie das nicht, Sie dürfen das nicht glauben. Ich habe noch nichts getan, gar nichts! Ich kam nur und sagte ihnen: Tut mit mir, was ihr wollt; das Elend ist gar zu groß, ich möchte gern helfen. Ich bin durchaus nicht mutig, oder stark oder sonst etwas Gutes. Und was Grundsätze sind, das weiß ich gar nicht. Ueberschätzen Sie mich doch nicht so. Bitte, bitte.“

Und sie erhob die Hände.

Grischa wagte, ihr ins Gesicht zu blicken. Sie sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß er förmlich erschrak. Aber auch Natalia Arkadiowna mit ihrem geschorenen Haar, ihrer Brille und ihrem Leidensgesicht sollte einmal recht hübsch gewesen sein; stark und gesund. Dann hatte sie sich für das Volk geopfert und war nun so geworden, so jammer-voll! Konnte eine solche Umwandlung nicht auch

mit Wera Iwanowna geschehen? Diese Nihilistinnen gaben alles hin, Schönheit und Gesundheit; sie wollten elend sein, um nichts vor dem Volke voraus zu haben; denn ihre Lebensaufgabe war, das Volk an den Reichen und Vornehmen zu rächen. Wenn sie nur nicht so schmutzige Wäsche trügen, dachte der ehrliche Grischa, sich an Natalia Arkadiownas Kragen und Manschetten erinnernd und einen bewundernden Blick auf Wera werfend, die in ihrer sauberen altrussischen Tracht wie eine Fürstin neben ihm herging.

Plötzlich sagte er, und wurde ganz bleich über seine Kühnheit: „Sie sollten bei uns bleiben. Das heißt bei meinem Mütterchen und Anuschka. Wirklich, Sie sollten! Wie viel Gutes könnten Sie hier tun! Es ist gar nicht zu sagen. Ich bin ein schwacher Mensch, der eines Vorbildes bedarf; das weiß Natalia Arkadiowna sehr wohl. Deshalb erzählte sie auch gestern abend die Legende mir als Beispiel. Wenn Sie mir nun mit dem Beispiel vorangingen und — und —“

„Und ich Ihnen helfen würde, Ihr Land unter die Bauern zu verteilen?“

„Allerdings. Das wäre jetzt meine Pflicht. Was soll denn daraus werden, wenn wir nicht mit gutem Beispiel vorgehen; wir, die kleinen russischen Landwirte. Das müssen Sie doch einsehen! Wenn wir das Unsere behalten, in allem Frieden gebratene Schnepfen, Spiegeleier und Grütze mit Rahm essen, was können wir dann von den großen Herren verlangen? Begreifen Sie doch! Da sitzen Tausende auf ihren Landgütern, wissen gar nicht, wieviel Desjatinen sie haben und wieviel Rubelscheine. Sie sollen nichts trinken als Champagner haben französische Köche — daraus muß ja Unglück kommen. Bedenken Sie doch! Gehen Sie mir also mit gutem Beispiel voran.“

Wera blieb stehen und sah ihm entschlossen in die Augen.

„Hören Sie, Grischa Michailitsch, Sie müssen mir etwas versprechen.“

„Mit tausend Freuden, alles, was Sie wollen.“

„Sie müssen mir Ihr feierliches Wort geben.“

„Bei meinem Seelenheil — —“

„Sie haben Ihren Bauern genug geschenkt, ein ganzes Drittel! Mehr dürfen Sie nicht verteilen, keine Desjatine mehr. Geloben Sie mir das?“

„Mein Gott,“ stammelte Grischa, „was verlangen Sie von mir? Ich glaubte Ihnen versprechen zu sollen, meinen Bauern noch mehr als das zweite Drittel zu geben. Und nun verlangen Sie das von mir? Was wird Natalia Arkadiowna von mir denken? Sie wird mich verachten.“

„Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß es ein großes Unglück wäre, wenn jeder das Seine hergäbe; ein großes Unglück, sowohl für die Gebenden wie für die Empfangenden. Damit wird dem Volke nicht geholfen, damit gewiß nicht! Ich werde es Natalia Arkadiowna sagen, daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Sie ist ja viel besser als ich und liebt das Volk, wie es nicht zu sagen ist; aber sie kennt es nicht so genau, wie ich es kenne. Also versprechen Sie es mir?“

„Werden Sie bei uns bleiben?“

„Nein, Ich habe andere Dinge zu tun, es sind mir andere Dinge aufgetragen worden. Sie wissen ja, daß wir gehorchen müssen.“

„Sie gehören also auch zu den Auferstandenen?“

„So nennen wir uns, obgleich wohl noch mancher von uns diesen schönen, feierlichen Namen nicht verdient. Auch sind der Auferstandenen nur wenige, und sie müssen über ganz Rußland verbreitet sein, über die ganze Erde.“

„Freilich, freilich!“

„Sie wollen es mir also nicht versprechen?“

„Ich verspreche es Ihnen, ich gebe Ihnen mein feierliches Wort darauf.“ Er hätte gern hinzugefügt:

Aber du darfst dein prachtvolles Haar nicht abschneiden, deine schönen Augen nicht hinter Brillengläsern verstecken und keine schmutzigen Kragen und Manschetten tragen, wie Natalia Arkadiewna. Denn damit ist dem Volke auch nicht geholfen. Versprich du mir, zu bleiben wie du bist, und ich will dir alles versprechen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Wera Iwanowna. „Nun bin ich ruhig.“

Sechshundzwanzigstes Kapitel.

Alles, was Wera von Grischas Landwirtschaft sah, machte auf sie den betäubendsten Eindruck. Auch die Felder zeigten die größte Vernachlässigung und trotz des gesegneten Frühjahrs war der Stand der Saaten schlecht. Unkraut überwucherte die Frucht und die meisten Sehläge lagen völlig brach. Die Ackerstrecken, welche Grischa an seine Bauern abgetreten, waren viel besser imstande als die seinen; denn die Leute arbeiteten natürlich lieber für sich selbst als für den Herrn.

„Wenn ich meinen Bauern noch das zweite Drittel gäbe,“ meinte Grischa, „so wären die beiden Drittel gewiß vorzüglich in Ordnung, und ich könnte für das, was ich behielt, prächtig selbst sorgen.“

„Versprechen Sie mir lieber, für Ihre beiden Drittel besser zu sorgen. Sehen Sie doch, wie kräftig der Roggen steht, der Ihnen nicht gehört, wie kümmerlich dagegen der Ihrige. Jeder schwache Halm auf Ihren Feldern muß Ihnen vorkommen wie ein Mensch, der durch Ihre Schuld verkümmert.“

Grischa seufzte und sah wieder einmal sehr schuld- bewußt aus.

„Was soll ich machen? Ich tue, was ich kann. Am liebsten spannte ich mich selber vor den Pflug; denn warum sollen diese armen Menschen für einen anderen arbeiten? Ich kann das wirklich nicht einsehen. Sie, die Sie das Volk lieben, müssen das doch begreifen. Seien Sie doch nicht so hart!“

„Nein, ich begreife das nicht,“ erwiderte Wera. „Ich kann nur begreifen, daß der Mensch seine Pflicht tun muß, und Ihrer Bauern Pflicht ist es, Ihren Acker gut zu bestellen. Die Pflicht des Herrn ist Gerechtigkeit und Fürsorge, die des Volkes Fleiß und Gehorsam. Beide haben keine anderen Pflichten gegen einander.“

Hart am Wege pflügte ein Bauer mit elenden, abgetriebenen Pferden, auf die er unbarmherzig los- schlug.

Wera stieg die Zornesröte ins Gesicht.

„Was fällt dir ein, Bauer?“ rief sie dem Wütenden zu. „Bist du ein Christ? Die Tiere können nicht besser ziehen, denn du gibst ihnen zu wenig Nahrung. So sei doch nicht so grausam.“

Aber der Bauer, ohne sich nur nach der Sprecherin umzuwenden, fuhr fort, auf die Gäule loszu- schlagen.

„So befehlen Sie doch dem Manne, den Stock fortzuwerfen. Wozu sind Sie denn hier der Herr?“

„He, Trischka,“ schrie Grischa gehorsam den Bauer an. „Hörst du, Trisehka!“

Aber Trischka hörte nicht. Er war ein freier Bauer, pflügte auf seinem eigenen Felde, mit seinen eigenen Pferden, davon er das eine aus seines Herrn Stall erhalten. Auf dieses schlug er am wütendsten los.

Grischa kannte das Tier und wurde ganz fahl im Gesicht. Er lief zu dem Manne hin, um ihm den Stock zu entreißen.

„Das ist mein Pferd, Väterchen,“ sagte der Mensch

mit einem boshaften Grinsen. „’s ein verfluchter Racker, den ich totprügeln werde. Was sagst du, Väterchen? Du hast ganz recht. Ein jeder seh’ nach dem Seinen.“

Und von neuem schwang er seine Stange, wäh- rend Grischas Arm wie gelähmt herabsank.

„Es ist ein schlechtes Volk,“ sagte er, als er wie- der neben Wera einherging, mit tiefster Bekümmer- nis. „Aber wer ist schuld daran? Nun müssen wir es tragen, es ist unsere Strafe. Wir können ja auch nicht verlangen, daß sie uns dankbar sind; dank- bar wofür? Daß wir sie endlich haben werden las- sen, was sie sind: freie Menschen und ihnen von unserem Ueberflusse abgeben? Wir sollten im Ge- genteil alle Tage Gott bitten, daß er Barmherzig- keit mit uns habe und daß das Volk uns verzeihen möge. Meinen Sie nicht auch?“

Statt aller Antwort frug Wera: „Bringt Natalia Arkadiewna Ihnen alle Schriften, die bei uns ge- druckt werden?“

„Alle. Es ist nicht zu sagen, wie schön sie sind.“

„Aber verstehen Sie alles?“

„Ich denke darüber nach. Sie gehen mir Tag und Nacht im Kopfe herum. Vieles ist wundervoll wahr.“

„Wundervoll! Also Ihnen ist alles klar?“

„Wenn mir etwas nicht klar ist, so suche ich mich darüber zu belehren.“

„Bei wem? Bei Ihrem Mütterchen?“

„Ach nein, mein Mütterchen schüttelt zu allem nur den Kopf und bricht in Tränen aus; und Anuschka wird zornig. Nein, ich frage Natalia Arkadiewna. Sie deutet mir alles. Sie ist eine großartige Seele.“

„Das ist sie.“

„Wenn man bedenkt, daß sie, wie der Heiland in der Legende, alles mit dem Volke teilt, muß man staunen. Sie ist ein erhabenes Beispiel. Täten alle wie sie, so würde es bald auf der Welt gar kein Elend mehr geben.“

Freilich würden dann wohl alle schmutzige Kra- gen und Manschetten haben, mußte er denken, und kam sich bei diesem Gedanken so schlecht vor, daß er sich vor sich selbst schämte.

Grischa wäre an der Seite Weras am liebsten in die weite Welt hineingewandert; aber seine Be- gleiterin mahnte zur Rückkehr. Der Himmel war so strahlend, die Erde so frühlinggrün und blüten- bedeckt, hoch in den Lüften jubilierten Lerchen, so triumphierend, daß die beiden jungen Menschen den Jammer des Lebens, womit sie ihre Seelen ganz erfüllen wollten, wohl oder übel vergessen muß- ten. Sie plauderten wie alte Bekannte, und Grischa zeigte Wera aus der Ferne den Sumpf, wo sich im Umkreis von fünfzig Werst die beste Schnepfen- jagd befand. Eines Morgens hatte er mit Hilfe seines Karo — im Umkreis von fünfzig Werst gab es keinen besseren Hund — von diesen Vögeln sech- zehn Stück erlegt. Und wie schön in der Morgen- dämmerung am Rande des Waldes zu stehen, wenn es in der Natur so lautlos und feierlich war wie in der Kirche. Der Himmel mit ausgelöschten Ster- nen blaß und klar, im Osten mit einem orangefar- benen Streif, welcher wuchs und wuchs. Das hohe Gras so schwer mit Tau getränkt, daß es tief herab- hing und der Tritt des Jägers eine dunkle Fährte zurückließ; die jungen Blätter zitternd in der kühlen Morgenluft.

Die Flinte in der Hand, wartet der Jäger; jede Bewegung des Hundes beobachtend und so gespannt lauschend, daß er hört, wie hinter ihm ein ver- welktes Blatt, das am Stamm überwintert hat, vom dem jungen Triebe verdrängt, zur Erde fällt. Jetzt wird es immer lichter, die Flammen des Morgen- rotes lodern hoch auf, der ganze östliche Himmel steht in Glut. Auf der schwarzen Fläche des Sum-

pfes liegt es glühend wie der Widerschein eines Brandes. Da, ein scharfer, knarrender Laut — die Schnepfe! Ein Krach, der Hund stürzt sich ins Röhricht. Karo, apport! So geht es, bis die Jagdtasche gefüllt ist, bis die betaute Wiese in Sonnenglanz funkelt wie ein Diamantenfeld.

Und in seinem Entzücken über die Freuden der Jagd vergaß Grischa gänzlich sein Vorhaben, nie mehr gebratene Schnepfen zu essen.

Sie hatten sich so verspätet, daß Grischas Mütterchen sich bereits ängstigte, und Anuschka in vollem Zorn den Kuchen hatte anbrennen lassen, den sie, eigentlich ganz gegen ihren Willen, für die Gäste gebacken. Der Teetisch stand unter den Fliederbäumen gedeckt und war über und über mit Weras Blumen geschmückt. Das Mütterchen trippelte den beiden aufgeregt entgegen, in großem Jammer über den verbrannten Kuchen und in heller Freude über Weras Blumen.

„Wo habt ihr denn nur gesteckt? Denkt euch, Natalia Arkadiewna ist im Stalle und predigt den Mägden. Alle sind hingelaufen, Anuschka sitzt ganz allein in der Küche. Wenn das unser Pope erfährt. Was aber auch den Menschen alles einfällt? Wer hätte das in meiner Jugend gedacht? Ihr werdet bald verhungert sein, aber wir können doch nicht frühstücken ohne Natalia Arkadiewna. Vielleicht holt sie einer von euch?“

Grischa wollte sogleich gehen, doch Wera bat ihn, bei seinem Mütterchen zu bleiben, und so blieb er. Sie begab sich in den Stall, wo sich ihr der wunderbarste Anblick bot: Mägde, Knechte, Bauernweiber mit ihren Kindern, um ein umgestülptes Branntweinfäß geschart, darauf die Nihilistin wie auf einer Kanzel stand und mit leidenschaftlichen Gebärden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit predigte. Dabei bediente sie sich der dem Volke verständlichsten Sprache der Gleichnisse und Bilder. Wera erkannte die Wirkung der Predigt an den wilden, erregten Gesichtern der Männer; die Weiber dagegen waren sehr gerührt und schluchzten. Einer der Lautesten war der Kutscher Mischka.

Beim Eintreten Weras deutete Natalia Arkadiewna auf sie und rief: „Seht, meine Brüder und Schwestern: Diese ist auch eine von jenen, welche um eurer Leiden willen sich verschworen hat, eure Unterdrücker von der russischen Erde fortzutilgen. Sie wird euretwillen ihre Hände in das Blut eurer Feinde tauchen; sie wird euretwillen über die Leichname eurer Tyrannen hinwegschreiten. Küßet diese Hände, diese Füße! Siehe dort, russisches Volk, deine Märtyrerin, deine Heilige.“

Und zum Entsetzen Weras stürzten die Weiber auf sie zu und küßten trotz ihrer heftigen Abwehr ihre Hände und ihr Gewand. Sie wollte reden, aber die Stimme versagte ihr. Denn ihr fiel ein, wie sie vom höchsten Glücke sich beseeligt gefühlt hatte, als damals, in der Nacht ihrer Ankunft in Moskau, die Ihren sie so tumultuarisch begrüßten. Bei der fanatischen Huldigung dieser Menschen aber, denen sie soeben als Mörderin und Totschlägerin bezeichnet worden, ergriff sie Abscheu. Sollten diese Verbrechen wirklich von ihr gefordert werden, so hätte sie dieselben vielleicht begehen müssen; aber nicht preisen sollte man sie um solcher Taten willen. Möglich, daß der politische Mord eine Notwendigkeit war — das wußte sie nicht anders, das glaubte sie den Ihren — für sie blieb es immerhin ein Mord. Freilich hatte sie noch vor kurzem selbst den politischen Mord als eine verdienstvolle Sache bezeichnet. Was war seitdem ihr vorgegangen?

Und Wera kam sich so schuldbeladen vor, als hätte sie an der Sache des Volks einen Verrat begangen.

In der gedrücktesten Stimmung kehrte sie mit der Volksrednerin nach dem Hause zurück, sich führend, nach dem Erlebten dem Mütterchen unter die milden Augen zu treten und einem der leuchtenden Blicke Grischas zu begegnen. Natalia Arkadiewna dagegen hatte der im Stalle gehabte Erfolg in eine Begeisterung versetzt, daß sie wie neubelebt neben Wera herging, indem sie fortfuhr, den Nihilismus als die alleinseligmachende Religion der Völker zu verkünden. Sie mäßigte ihre Ergüsse auch nicht, als sie sich der Fliederläube näherten, und rief dem Hausherrn schon von weitem zu: „Dieses Mal habe ich Ihre Leute in einer Weise mit der Sache bekannt gemacht, daß dem Volk die Augen aufgegangen sind. Das Volk muß das Sehen lernen, wie ein Kind das Gehen. Das Volk wird sich wundern, was es nach und nach zu erblicken bekommt. Es soll die Augen aufreißen. Schade, daß Sie vorhin nicht dabei waren! Ihr Kutscher Mischka ist ein Prachtkerl. Und wie er mich verstanden hat. An dem werden Sie noch Wunder erleben.“

„Er war der Beste von meinen Leuten,“ meinte Grischa und sah zu Boden. „Wir sind von Kind an zusammen gewesen und haben miteinander gespielt. Ich habe ihn lieb. Es sollte mir leid tun — verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage — aber wirklich, Natalia Arkadiewna, es würde mich schmerzen, wenn Sie den Mischka gegen mich aufreizen sollten. Ich hoffe, daß er auch für mich etwas Zuneigung fühlt, denn ich bin stets gütig gegen ihn gewesen.“

Es war die längste Rede, die Grischa jemals in einem Atem gehalten. Sie war ihm auch schwer genug geworden; aber er dachte: Wera Iwanowna soll erfahren, daß ich noch immer in meinem Hause Herr bin. Also redete er in Gottes Namen und bereitete dadurch seinem Mütterchen die Freude, gleich am frühen Morgen gerührt sein zu können und von ihrem schneeweißen, mit selbstgeklöppelten Spitzen besetzten Taschentuch reichlichen Gebrauch machen zu dürfen. Aber dann fiel ihr der Kuchen ein und daß derselbe heute außergewöhnlich gut geraten, worüber sie sich so von Herzen freuen mußte, daß sie beim besten Willen nicht vermochte, von Herzen gerührt zu sein.

Natalia Arkadiewna war von Grischas Rede weniger erbaut, sie meinte dazu: „Sie stehen noch nicht auf der Höhe der Situation, sonst würden Sie gerade von denjenigen, die Sie in Ihr Herz geschlossen haben, wünschen müssen, daß dieselben Ihnen in vollständiger Freiheit und Gleichheit gegenüberständen, aller Vorurteile des Standes los und ledig. Ich hoffe übrigens, Ihren Kutscher gegen Ihren Willen so weit zu entwickeln, wie es mir für seine zukünftige soziale Stellung das Rechte zu sein scheint.“

Man setzte sich; Natalia Arkadiewna aber erst, nachdem sie rings um ihren Platz alle Blumen entfernt hatte. Weras Blumen! dachte Grischa mit stillem Ingrimm. Das Mütterchen wollte den Tee bereiten, doch Wera tat es für sie, und das Mütterchen ließ es für sich tun, in Grischas Leben ein unerhörtes Ereignis, das Wera durchaus selbstverständlich mit großer Ruhe hinnahm und das den guten Grischa vollständig fassungslos machte. Daß sein Mütterchen sich sozusagen das Zepter aus den Händen nehmen ließ und einer anderen übertrug, das mußte im Staate Dawidkowo etwas Großes zu bedeuten haben. Ueber seinem Stannen merkte er nicht einmal, daß er der einzige war, der Tee trank, denn auch das Mütterchen nahm, den nihilistischen Grundsätzen Natalia Arkadiewnas und dem Frieden zuliebe, an diesem sonnigen Morgen das Essen des Volkes: die gesegnete Grütze.

Sie saßen und verzehrten unter der blühenden Frühlingspracht schweigend das Festmahl, als Anuschka gestürzt kam, heulend und scheltend; die Mägde wollten den Rahm nicht von der Milch schöpfen. Wera schenkte dem Prachtmenschen gerade zum viertenmal Tee ein. Anuschka sah es, verstunnte, blieb stehen, wo sie stand, starrte bald das Mütterchen, bald Wera an, stieß einen dumpfen Laut aus, warf sich plötzlich die Schürze über den Kopf und lief ins Haus.

„Was hat nur Anuschka heute wieder?“ meinte Grischa, so hastig den heißen Tee herunterschluckend, daß dieser ihm in die unrechte Kehle kam und er fürchterlich husten mußte. Aber niemand wußte, was Anuschka heute wieder hatte.

Nachdem Grischa den Erstickungsanfall glücklich überstanden, forderte Wera ihn auf, nach den widerspenstigen Mägden zu sehen, eine Kühnheit, die das Mütterchen mit Schrecken erfüllte. In welchen Unwillen würde Natalia Arkadijewna geraten, und was würden die rebellischen Mägde dazu sagen? Aber wie wurde ihr, als Grischa auch ganz gehorsam aufstand, bereit, mit Wera in das Milchhaus zu gehen, ohne im mindesten auf die schreckliche Natalia Arkadijewna zu achten.

Dort konnten die beiden allerdings nicht viel ausrichten, denn von den Mägden war nichts zu sehen und zu hören. Grischa war der Ansicht, sie wären zum Popen gelaufen, und fühlte sich Mannes genug, für einen freundlichen Blick von Wera die Widerspenstigen im Notfall mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Doch begnügte sich seine Herrin für diesmal damit, daß sie selbst die Sahne von der Milch abnahm. Grischa half ihr dabei. Mit wahrhaft heiligem Eifer hielt er in beiden Armen den mächtigen Sahnentopf, andachtsvoll zuschauend, wie Weras Hand sicher den breiten Löffel über die Milch führte. „Und,“ so schilderte er später diesen Vorgang begeistert seinem Mütterchen, „und nicht einen Streifen Sahne ließ sie zurück. Es ist erstaunlich! Die versteht's, das gäbe eine Hausfrau! Denke doch, nicht einen Streifen!“

Wera wurde über der häuslichen Beschäftigung ganz heiter. Ja, wenn sie in Dawidkowo hätte bleiben können! Es gab dort so vieles zu tun, Arbeit an allen Ecken und Enden. Aber sie würde damit fertig werden und das ohne Anuschkas Hilfe. Ach, arbeiten, arbeiten! Früher hatte sie gar nicht gedacht, welcher Segen in der häuslichen Arbeit lag, früher hatte sie das Schaffen der Frau im Hause heimlich verachtet. Und es wurde noch schöner. Natalia Arkadijewna mußte für die „Sache“ tätig sein und brach gleich nach dem Frühstück auf, ohne Wera aufzufordern, mit ihr zu gehen. Sie begab sich zu einigen Bauerngehöften, darin sie ihre Mission auszuüben und das Heil des Volkes zu verkündigen hatte. Grischa wollte sie von Mischka fahren lassen, aber Natalia lehnte dieses Anerbieten ab. Sie wollte sich für das Volk müde laufen.

Das war ein herrlicher Tag! Wera ging dem Mütterchen nicht von der Seite und nicht von ihrer Seite wich Grischa. Mit jedem Augenblick kamen ihr Haus, Garten und Feld schöner vor. Und das war auch kein Wunder, schien sich doch die Sonne im ganzen großen Rußland eigens das kleine Dawidkowo ausgesucht haben, um allen ihren Glanz darüber zu schütten.

Das Mütterchen zeigte Wera das Haus von oben bis unten, vom Dach bis zum Keller. Das Haus war, wie der Gemüse- und der Blumengarten des Mütterchens Stolz. Grischa hatte sich bis dahin nicht viel darum gekümmert und „dergleichen Dinge“ etwas geringschätzig behandelt. Das wurde plötzlich anders, das wurde auf einen Schlag ganz anders;

denn Wera Iwanowna flößten „dergleichen Dinge“ sichtlich die größte Teilnahme, ja ein unverhohlenen Entzücken ein. Da war die Leinwandkammer und die Kräuterkammer, die Kammer für das Eingesottene und alle die anderen Leckerbissen, darin sich, wenn es noch Gerechtigkeit auf der Welt gab, das russische Volk in Bälde teilen sollte. Und was für Leinwand war da! Alles unter den Augen des Mütterchens in ihrem Hause gesponnen und gewebt mit den prächtigsten bunten Säumen. Was für herrliches Gemüse, das Mütterchen in ihrem Garten zog, das hatte Wera bereits kennen gelernt und als Naturwunder bestaunt. Aber nun die Konserven! Solche Senfgurken, solche Zuckererbsen, solche getrocknete Äpfel, Pflaumen und Birnen sollten in Rußland noch an einem anderen Orte zu finden sein. Das Eingemachte allein war für eine Hausfrau eine Reise nach Dawidkowo wert. Melonen und Pflirsche hatte das Mütterchen, zehn Jahrgänge alt. Und schmeckten wie frisch! Erdbeeren so rot, als wären sie eben geflückt worden! Von Marmeladen gab es eine vollständige Mustersammlung und was den Ingwer anbetraf — — Wera mußte durchaus den Ingwer kosten. Und die Himbeeren! Ach, die Himbeeren — —

Wera kostete, Wera bewunderte, und das Gesicht des Mütterchens wurde immer strahlender; denn auch ihr Grischa kostete von allem, wenn Wera kostete, und befand sich in einem Zustand von Ekstase, als ob das Eingemachte des Mütterchens Kwas wäre.

Dann wollte die Dreieinigkeits auch die Küche besichtigen, jenen geheiligten Raum, in dem Anuschka die Oberpriesterin war und der selbst von dem Mütterchen nur mit Scheu betreten ward. Aber sie gelangten nicht hinein. Anuschka ließ sie nicht über die Schwelle, Anuschka, mit einem Gesicht so rot wie ihre Himbeerlimonade, wies sie an der Tür zurück.

So gingen sie denn und waren nicht einmal über Anuschkas Zorn sonderlich betrübt. Grischa, dieser herzlose Mensch, lachte sogar über das feuerfarbene Antlitz seiner würdigen Amme, und das Mütterchen ließ gänzlich die gute Gelegenheit unbenutzt, aus tiefster Seele zu seufzen. Sie begaben sich hinaus unter die Linden, deren Blätter im Winde leise rauschten. Und die Vögel sangen in den Zweigen, die Bienen summten um die Blüten, und die Welt war so schön, als wäre es der Tag der Schöpfung, an welchem der Herr das erste Menschenpaar geschaffen.

Plötzlich begann das Mütterchen sich mit weinerlicher Stimme zu beklagen, daß sie so ganz allein auf der Welt sei und daß ihr Grischa ihr nichts als Kummer und Sorgen bereite. Dann küßte sie Wera und fragte nach ihren Eltern.

Grischa erschrak. Was machte sie für ein Gesicht! Sie wurde ganz bleich, sie zitterte, und erwartete angstvoll, was sie dem Mütterchen antworten würde.

Wera sagte und ihre Stimme klang scharf und hart: „Es ist so vieles Lüge auf der Welt! Eine Lüge ist auch mein Name; denn der Mann, nach dem ich heiße, war nicht mein Vater. Es ist gut, daß davon gesprochen wird. Ich will nicht in diesem gesegneten Hause mit einer Lüge sein. Nun wissen Sie, was meine Mutter gewesen, und nun fragen Sie mich nicht mehr.“

Ein Schleier breitete sich über die goldene Herrlichkeit des Frühlingstages. Das Mütterchen war ganz fassungslos. Ein solches prächtiges Mädchen. Aber das konnte sie ihrem Grischa nicht antun. Dafür war sie zu gutes Mütterchen, um ihrem einzigen Sohne ein Mädchen zur Frau zu geben, wel-

ches eine Lüge sagen mußte, wenn man es nach dem Namen ihres Vaters frag. Natalia Arkadiewna hatte recht, es war eine böse, böse Welt.

Bleich und stumm ging Grischa neben Wera. Wie sie ihn dauerte. Sie dauerte ihn so, daß er sie, die Starke und Stolze, hätte an seine Brust nehmen mögen, sich ihren Kopf an sein Herz legen, um über ihrem geneigten Kopf zu weinen und zu beten, wie über dem Haupte eines kranken Kindes.

Bald darauf kam Natalia Arkadiewna zurück, halb tot vor Erschöpfung. Wera ging mit ihr auf die Stube und blieb bei ihr, bis Anuschka mit der Meldung kam, daß Mischka bereits seit einer Stunde mit dem Wagen warte. Ob er etwa wieder ausspannen sollte?

Aber Natalia wollte nicht bleiben und ruhen. Sie hatte in Moskau für die Sache zu tun. Von Wera unterstützt, machte sie sich auf und schwankte die Treppe hinunter. Unten waren Grischa und das Mütterchen, welches Wera um den Hals fiel, sie unter strömenden Tränen küssend und segnend. Grischa sammelte nur einige wirre Worte.

Eine schwere, totenfarbene Dämmerung lag über den Linden und dem von schimmernden Blüten umwobenen Häuschen, als die beiden Nihilistinnen nach vollbrachter Arbeit Dawidkowo wieder verließen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Anna Pawlowna hatte aus Petersburg Briefe von ihrem Manne erhalten, die sie in große Aufregung versetzten. Der Zar beabsichtigte eine Reise nach Odessa, und Fürst Petrowsky war zu seinem Begleiter befohlen worden. Der Prinz schrieb seiner Frau, daß der Zar sicher nach Moskau kommen würde und daß man ihm im Palast Petrowsky ein Fest geben müsse. Das waren große Auszeichnungen in den Augen der Gesellschaft; auf die Prinzessin machten sie keinen Eindruck.

Die Stellung, die Anna Pawlowna zu der Zeitströmung nahm, war eine viel innerlichere, als sie selbst wußte. Sie hatte ein starkes Unabhängigkeitsgefühl, große Gerechtigkeitsliebe und eine grenlose Verachtung für alles Hergebrachte, was seine Berechtigung nur durch Tradition oder Sitte fand. Die leidenschaftlichen Regungen, die im Volke erwachten, schienen ihr den absterbenden Körper des Staates und der Gesellschaft mit neuem Leben zu erfüllen. Da sie nicht nur eine sehr stolze, sondern auch eine sehr mutige Frau war, so sah sie den Zerstörungen, die kommen mußten, mit großer Ruhe entgegen. Sie compromittierte sich mit vollem Bewußtsein, ohne sich einen Augenblick die Gefahr zu verhehlen, in die sie sich begab. Der Gedanke an den Tod hatte nichts Schreckliches für sie. Ihr Leben war ihr ziemlich gleichgültig, und sie war durch langes Grübeln zu der Ueberzeugung gekommen, daß in der ganzen russischen Gesellschaft etwas lag, das sich überlebt hatte. Zu dieser Anschauung trug ihr eigenes Schicksal freilich am meisten bei. Ihre Ehre war von ihrem Vater gemacht worden. Der Prinz, ein bereits älterer Mann, der sein Leben in vornehmen Passionen verzettelte, erkaufte sich zuletzt durch eine hohe Stellung und ein ungeheures Vermögen die schöne Frau. In allen Dingen des Frauenlebens unwissend wie ein Kind, wurde Anna Pawlowna Gattin, um bald von dem ganzen Abscheu des erfahrenen, tödlich beleidigten Weibes ergriffen zu werden. Bei ihrer wunderbaren Schönheit konnte es nicht fehlen, daß auf ihre Gunst förmlich spekuliert wurde.

Anna Pawlowna erkannte das und eine namenlose Empörung erfaßte sie, die sie vor jeder Verirrung ihrer Phantasie schützte. Aber sie wußte sehr wohl, daß sie nicht aus Tugend tugendhaft

blieb. Denn sie hielt eine Ehe, wie die ihre, für entwürdigend und unsittlich und würde keinen Augenblick gezögert haben, dieselbe zu brechen, sobald sie geliebt hätte. Das Leben, wie sie es kennen gelernt, verursachte ihr Langeweile, Verachtung und Ueberdruß, und so gelangte sie dahin, daß auch der Nihilismus lediglich eine Sache war, der sie sich hingab, weil ihr Herz sich nach Aufregung sehnte. Vielleicht auch ward sie, ihr selbst unbewußt, von der Hoffnung geleitet, daß unter den Männern, die Rußlands Schicksal mit blutiger Hand umgestalten wollten, sich jener ungewöhnliche Mann befand, nach dem sie in ihren geheimsten Regungen sich sehnte. Dieser Mann konnte der Sohn eines Bauern sein und große rote Hände haben, wenn er nur von jener Leidenschaft für sie erfüllt war, welche diesem rätselvollen Frauengemüt als Liebesideal vorschwebte.

Jenes Gespräch mit Wladimir Wassilitsch hatte sie, obgleich sie daraus als Siegerin hervorgegangen war, tief gedemütigt. Sie wiederholte sich jedes Wort, das sie gehört, jedes Wort, das sie selber gesprochen, grübelte darüber und kam zu den spitzfindigsten Resultaten. Saschas Gestalt begann in ihrer Phantasie eine Rolle zu spielen. Sie log sich keinen Helden vor; sie sah seine groben, roten Hände; aber sein trauriger Blick, sein kindliches Lächeln; sein heiliger Ernst, die Einfalt und Reinheit seines Wesens machten tiefen Eindruck auf sie. Er liebte sie. Es war nicht die gewöhnliche Leidenschaft der Männer, sondern eine Empfindung von so lauterer und dabei so gewaltiger Art, wie sie ihr niemals vorgekommen, wie sie gewiß durchaus ungewöhnlich war. Da trafen die Nachrichten aus Petersburg ein. Ihr Mann war in der Nähe des Zaren, der Zar selbst kam nach Moskau, in ihr Haus; welche Tragweite konnte das haben! Zweifellos würden die Terroristen diesen Umstand benutzen, und faßten sie den geringsten Argwohn gegen ihre Person, so war sie verloren. Mit einem Schlage stand sie mitten in der Bewegung, die Fäden der furchtbaren Verschwörung liefen in ihrem Hause zusammen, sie hielt das Schicksal Rußlands in ihrer Hand. Das entschied.

Sie hatte sich mit den Briefen in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, überlegte alles und kam zu festen Entschlüssen. Gegen Abend ließ sie sich ankleiden und fuhr in die Stadt.

Am Pokrowskaja-Schlag stieg sie aus, sandte Wagen und Diener zurück, ging eine Strecke zu Fuß, nahm dann eine Droschke und fuhr in die Nowaja-Adronowka-Vorstadt zum Hause ihres Gärtners. Sie wollte Wladimir Wassilitsch sprechen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Als Anna Pawlowna in den Hof trat, begoß Tania gerade ihre Bohnenpflänzchen. Dabei war sie niedergekniet, um die zarten Triebe an dem verdorrten Stamm des Birnbaums aufzubinden. Bei dem Anblick der Fremden erhob sie sich, blieb jedoch unter dem Baum stehen. Anna Pawlowna trat auf sie zu.

„Sie sind Tania Nikolajewna?“

Tania neigte ihr Köpfchen.

„Nun, ich bin Anna Pawlowna. Ist Wladimir Wassilitsch zu Hause?“

„Er ist ausgegangen.“

„Ich muß ihn aber sprechen.“

„Darf er vielleicht zu Ihnen kommen?“

„Nein.“

(Fortsetzung folgt.)